

H S G - S T U D E N T E N M A G A Z I N

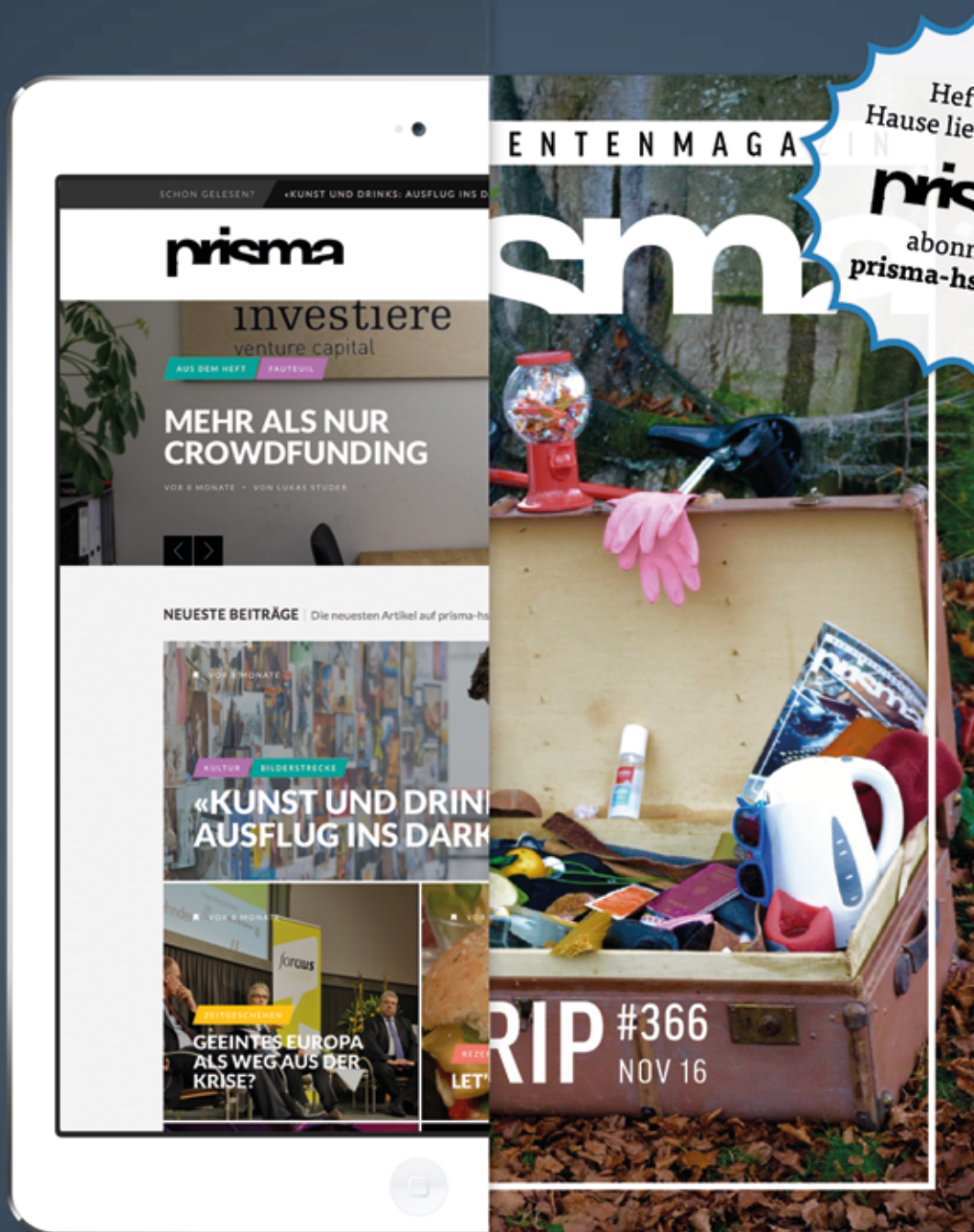
prisma



TRIP #366
NOV 16

INFORMIERT DURCHS STUDIUM MIT DEM

HSG-STUDENTENMAGAZIN



Hefte nach
Hause liefern lassen?

prisma
abonnieren
prisma-hsg.ch/abo

DIGITAL
AUCH DEN SOMMER ÜBER
WWW.PRISMA-HSG.CH

GEDRUCKTE AUSGABE
DREIMAL PRO SEMESTER
AUF DEM CAMPUS

echt. studentisch.

Editorial



Mit der bereits zweiten Ausgabe in diesem Semester wollen wir euch auf eine Reise mitnehmen. Die mit Leidenschaft geschriebenen Artikel in der vorliegenden Ausgabe führen euch in ganz unterschiedliche Welten.

Im Juli dieses Jahres hat Spiegel Online in einem etwas fragwürdigen Artikel über die «Finanzstadt St. Gallen» berichtet. Ein Redaktor ging mit einzelnen HSG-Studenten feiern und hat den ganzen Abend dokumentiert. Unser Redaktor Dominik Mayer hat eine nicht ganz ernst gemeinte Gegendarstellung dazu geschrieben.

In einem Interview schildert Lukas Reimann seine drastischen Ansichten zum Umsetzungsvorschlag der Masseneinwanderungsinitiative und der Beziehung der Schweiz zur EU.

Im Ressort Thema haben wir für unsere Leser eine Auflistung möglicher Kurztrips in der Nähe von St. Gallen aufgelistet. Nehmt euch einen Tag frei und tankt in der heissen Therme von Bad Ragaz Energie.

Über 17 Monate lang ist Thomas Schlittler von der Schweiz per Autostopp bis nach China gereist und von dort mit dem Frachtschiff in den Westen Kanadas. Dort trampete er für zweieinhalb Monate durch die Gegend. Per Skype haben sich unsere beiden Redaktoren Amelie Scholl und Jonas Streule mit dem Abenteurer unterhalten.

Wie immer wünschen wir euch viel Spass bei der spannenden Lektüre unserer neusten Ausgabe.



Inhaltsverzeichnis



HSG-INSTITUT IN BRASILIEN
Martina Bietenhader und ihr
Engagement in São Paulo

06

20

BEI ASYLSUCHENDEN
Eine Reportage aus
dem Solihaus St. Gallen

Campus

- 06 Brazilianerin oder Schweizerin,
das ist hier die Frage
- 08 Sehr viel, sehr viel Provinz – und das ist gut so!
- 10 «Ich bin nicht so charismatisch und kein grosser
Sprücheklopfer»
- 12 «Schweizer sind viel netter, als ich dachte»
- 14 HSG Short News

Thema

- 16 Geschichten von der Gasse
- 20 Eine Reise ins Ungewisse – für uns alle
- 23 Trip ins Innere
- 24 Schätze der Ostschweiz
- 26 Eine spontane Reise an den Flughafen Zürich
- 28 Berauscht mit Hustensaft
- 29 Heilig oder scheinheilig

TITELBILD NINA AMANN



DAUMEN RAUS
Thomas Schlittler reist seit 17 Monaten
per Autostopp um die Welt

33

Menschen

- 30 «In Berkeley begraben werden, wollte ich nicht»
- 33 Per Autostopp um die Welt
- 36 Die Umfrage

SHSG

- 38 Wertvolle Praxiseinblicke mit dem
HSG Entrepreneur's Circle
- 40 Von uns, für uns
- 41 Die HSG und ihr ewiges Klischee

Kompakt

- 42 Gewinnspiel
- 43 Chruut und Rüeblì
- 44 prisma empfiehlt
- 46 Zuckerbrot und Peitsche
- 47 Gerücht

The HSG has a established office in São Paulo with Latam regional outreach since 2010. In the last 6 years we have:

- Established a leading position and awareness for the HSG through frontline research projects, courses and traineeships
- Increased the flow of students (exchange and traineeship) and faculty exchange between Switzerland and Latin America
- Became a reference in research and studies in the area of Impact Business through the Impact Business Platform



Brasilianerin oder Schweizerin, das ist hier die Frage

Ein Austausch in São Paulo ist der Traum von vielen. Warum die Destination für Martina Bietenhader zuerst nur eine Ersatzlösung darstellte, sie schliesslich aber vollends vom brandneuen HSG-Institutstandort begeistert war.



TEXT/BILD CRISTINA ARIOLI, FABIAN KLEEB

KURZ nach der Konferenz anlässlich der Eröffnung des Instituts in São Paulo steht Martina Bietenhader die Erleichterung förmlich ins Gesicht geschrieben. Sie war Teil eines kleinen Teams, welches die umfangreiche Vorbereitung der Impact-Business-Konferenz bewältigte. Um es mit Bietenhaders Worten auszudrücken: «Das ganze Jahr über war bei uns in São Paulo

die Hölle los.» Das durchwegs positive Feedback der Teilnehmer ist der wohlverdiente Lohn dafür.

Doch wie kommt die 23-jährige HSG-Studentin überhaupt zu einer solchen Tätigkeit? Ihr Notenschnitt erlaubte der VWL-Studentin sehr wohl einen Austausch – allerdings nicht wie erhofft nach Rio. São Paulo musste anstelle ihres Traumziels in die Bresche springen. Im Juni 2015

nahm Bietenhader ihren Austausch in Angriff. Dieser war ursprünglich für ein halbes Jahr geplant. Prompt verliebte sie sich aber in die brasilianische Metropole und verlängerte ihren Aufenthalt immer wieder von neuem. Während ihres ausgedehnten Trips erlebte sie auch das eine oder andere ausgefallene Abenteuer: Darunter fällt beispielsweise Piranhas fischen und in der freien Natur

im Amazonasgebiet in einer Hän-gematte übernachten. Schliesslich kehrte sie anfangs Oktober – nach insgesamt 16-monatigem Aufenthalt in Brasilien – in die Schweiz zurück.

Untertauchen ist unmöglich

Angesichts Martina Bietenhaders Erscheinungsbild hat man Grund zur Annahme, dass sie über brasilianische Wurzeln verfügt. Auch ist sie mit ihrer temperamentvollen und weltoffenen Art eine untypische Schweizerin. In Brasilien dauerte es nichtsdestotrotz keine Sekunde ehe sie als Ausländerin erkannt wurde. Auch die Art, wie Bietenhader empfangen wurde, hat sie völlig überrascht. Die Brasilianer fühlten sich geehrt, dass sie in ihrem Land arbeiten wollte. Nicht selten bekam sie die Frage zu hören, ob sie tatsächlich freiwillig in Brasilien lebt und arbeitet. Bietenhader stuft die Brasilianer aber trotz Armut und Missständen für glücklicher und gelassener als die Schweizer ein.

In der Arbeitswelt lautet das Motto der Brasilianer: «Irgendwie klappt es dann schon.» Dieses Phänomen konnte sie im Zusammenhang mit dem Aufbau und der Nachhaltigkeit der Infrastruktur für die Fussball-WM 2014 und die Olympischen Spiele 2016 hautnah miterleben. Obwohl in Brasilien viele Menschen in Armut leben, verfügt Geld über einen sehr hohen Stellenwert im grössten Land Südamerikas. Darunter leidet der Ausbildungsstandard massiv. Bildung ist horrend teuer. Dies hat zur Folge, dass minderbemittelte Menschen alles andere als rosige Berufsaussichten besitzen.

Nur Geld macht gesund

Zurück in der wohlstandsverwöhnten Schweiz gibt es für Bietenhader nun kein Entrinnen mehr vor dem Verfassen ihrer Bachelor-Arbeit. Im Rahmen des Brainstormings setzte sich Bietenhader mit allgegenwärtigen Problemfeldern in der brasilianischen Bevölkerung auseinander. Das

öffentliche Gesundheitssystem funktioniert in Brasilien sehr schlecht. Eine allgemeine Gesundheitsversorgung ist zwar vorhanden, jedoch nur äusserst schlecht zugänglich. Wer es sich finanziell leisten kann, erkauft sich deshalb den Zugang zu Top-Kliniken. Daraus resultiert eine grosse Lücke in der Gesundheitsversorgung. Diese versuchen «Social Entrepreneurs» mit «Healthcare-Startups» zu füllen.

Im Laufe der Vorbereitungen für die Konferenz zur Institutseröffnung lernte Bietenhader einen HSG-Alumnus kennen, welcher im öffentlichen Gesundheitssystem von Rio arbeitet. Seine Erfolge in diesem Themabereich inspirierten die Studentin über «New Public Management» und «Healthcare» in Brasilien zu schreiben. Zu ihrem eigenen Erstaunen (oder eher Entsetzen) wird sie bei der Bearbeitung des Themas nicht ohne das St. Galler Management-Modell auskommen – und dies als VWL-Studentin.

Das 30. Institut der HSG

2010 wurde der HSG-Hub in São Paulo gegründet. Da Lateinamerika ein gewichtiger Markt ist, wurde er anfänglich zu rein repräsentativem Zweck aufgebaut. Nach und nach wurde die Forschung ausgedehnt. Anlässlich des grossen organischen Wachstums, den verschiedenen Studien und dem Aufbau von Partnerprogrammen fiel schliesslich der Entscheid, dass der Standort zu einem offiziellen Institut werden soll – das 30. Institut der Universität St. Gallen. Das neue «St. Gallen Institute for Management in Latin America» wurde mit einer Impact-Business-Konferenz zum Thema «Innovative Business Model for a sustainable Society» eröffnet.

Das Institut bietet gemeinsam mit seinen Partnern wissenschaftliche Forschung für Firmen an, die Interesse an einer akademischen Perspektive bekunden. Die Research-Foki des Instituts liegen auf «Access to Healthcare», «Inclusive Business & Public

Policy» sowie «Renewable Energy». Darüber hinaus werden verschiedene weitere Dienstleistungen im Bereich des Consultings angeboten. Hinzu kommt das Zusammenstellen von verschiedenen Programmen oder Studienreisen.

«Das Cooperative-Lab Programm ist wirklich cool», betont Bietenhader. Mithilfe dieses Projektes sollen Studenten nach Lateinamerika gelockt werden, um dort wertvolle Erfahrungen sammeln zu können. Neben dem gängigen Austauschsemester werden auch Praktika angeboten. Diese können entweder am Institut selbst, bei Firmen, oder bei der Botschaft absolviert werden. Mit dem ortsansässigen Alumni-Club pflegt das Institut eine enge Zusammenarbeit. Ausfluss daraus ist ein attraktives Mentoring-Programm, welches sämtlichen Studenten des Cooperative-Lab-Programms zur Verfügung steht. Ausserdem ist das Institut darum besorgt, dass die Austauschstudenten einander vorgestellt werden und gemeinsame Aktivitäten stattfinden. Die Bachelor-Studentin rät allen, die offen für neue Kulturen und Arbeitswelten sind, den Schritt nach Lateinamerika zu wagen.



Martina Bietenhader



Sehr viel, sehr viel Provinz – und das ist gut so!

prisma stürzt sich in das St. Galler Nachtleben, um dieses gegen die schändliche Systempropaganda der Lügenpresse zu verteidigen. Eine nicht ganz ernst gemeinte Gegendarstellung.



TEXT DOMINIK MAYER, ALEXANDER WOLFENSBERGER

DIE Hintergrundgeschichte: Im Juli dieses Jahres veröffentlichte Spiegel Online (SPON) einen hässlichen Schmähibrief über das St. Galler Nachtleben in gewohnter Establishmentpresse-Manier – dagegen ist die fälschliche akademische Auszeichnung eines SVP-Politikers eine Kleinigkeit! Ein typischer postfaktischer Fauxpas, der voll im Zeitgeist liegt. Echt in Ordnung. Jetzt wirklich... Durch die Charakterisierung St. Gallens als «Finanzstadt» entzieht sich der Autor jedenfalls früh selbst die

Glaubwürdigkeit und irgendwie wird man als langjähriger HSG-Student (Regelstudienzeit wird überbewertet), das Gefühl nicht los, dass in diesem Erfahrungsbericht von einer anderen Stadt die Rede ist. St. Gallen hat «nur etwa 80.000 Einwohner, darunter viele wohlhabende» heisst es weiter im Artikel. Das ist keine Überraschung, St. Gallen liegt in der Schweiz und nicht im nördlichen Nachbarland (mit der Geiz-ist-Geil-Mentalität). Hier sind viele wohlhabend, eben wie in jeder Schweizer Stadt. Die Schweiz ist nun einmal eines der reichsten

Länder der Welt. In dem Artikel wird das Bild einer Wall-Street-Umwelt gezeichnet, das der Realität wenig entspricht. Wir sind eine kleine Studentenstadt in einer ländlichen Gegend – und das ist gut so. prisma versucht nun den Ruf des Nachtlebens wiederherzustellen und offeriert ein alternatives Erlebnisprotokoll – in gewohnter studentischer Qualität. So please, curb your enthusiasm.

21:00 Der Abend beginnt. Hinter uns liegt ein typischer HSG-Tag (es folgt eine kurze Zusammenfassung, um

den Alkoholkonsum zu kontextualisieren, beim Leser wenigstens etwas Verständnis hervorzurufen und zu erklären, warum dieser sogenannte Spritwoch durchaus nötig ist): Um sechs Uhr klingelt der Wecker, da um acht Uhr die Gruppenkonferenz (natürlich mit Praxispartner) beginnt, die selbstredend noch vorbereitet werden muss. Der Kopf dröhnt noch etwas von dem gestern eskalierten «ein Bier im adhoc geht schon noch.»

Um neun Uhr beginnt der gefühlte 16-stündige Blockkurs zum Thema Soziologie der Zierfische (oder so ähnlich); der aber eine Stunde später besucht wird, da, seien wir ehrlich, ein nahrhaftes Frühstück den Kater vertreibt. Bei der Ankunft freut man sich sogleich, dass der einzig verbleibende Platz direkt zwischen dem Dozenten und seiner wissenschaftlichen Hilfskraft liegt. Nach dem Kurs, der sich wie eine Ewigkeit anfühlt (die Uhr zeigt aber nur vier an), geht's dann weiter mit Gruppentelefonat, Email, Gruppentreffen und Paper schreiben für die morgige Abgabe. Irgendwann, etwa sieben Kaffees nach dem Aufstehen, nimmt die Frustration überhand. Der Arbeitstag wird beendet und das eigentliche Nachtleben startet. Endlich mal was ohne Koffein trinken – soll ja auch gar nicht so gesund sein. Das erste Bier jedenfalls schmeckt köstlich. Das zweite auch. Das dritte sowieso.

22:00 Ab geht's zur ersten WG-Party. Die Stimmung ist gut. Maximilian aus München ist auch da, wir grüssen uns überschwänglich und machen gemeinsame Insider-Jokes über unsere Zeit im Internat. Ach, war das noch schön. Eines ist eine Konstante bei jeder HSG-WG-Party: Für Getränke ist gesorgt. Und so stürzen wir uns ins Epizentrum der Feierlichkeiten, die Küche, und füllen unsere leeren Gläser und Mägen auf.

22:05 Wir verlassen die erste WG-Party. Die Polizei kommt an; es gibt eine Ordnungsbusse, da zu laut gefeiert wurde. Ausserdem wird der Mieter ermahnt, dass sein Fahrrad

im Treppenhaus gegen die Brandschutzbestimmung verstösst; es gibt eine zweite Ordnungsbusse. In der Schweiz herrscht halt noch Recht und Ordnung.

22:10 Gott sei Dank hatte der SPON-Artikel in einem wirklich recht: Die Laufwege sind extrem kurz. Schon erreicht man die nächste WG-Party. Irgendwie hat es hier jedoch kein einziges bekanntes Gesicht und innerhalb unserer Gruppe stellt sich die Frage, wer den Gastgeber kennt. Niemand.

Nach einem kurzen Gang durch das Apartment trifft man nur wieder Maximilian in der Küche (man begrüsst sich nochmal überschwänglich) und stellt dann fest, dass man auf einer Assessi-Party gelandet ist, als man einem Typ zuhört, wie er lallend einer andächtig lauschenden Menge erklärt, was man machen muss, um zu bestehen, und was nicht. Er muss es ja wissen: Er macht das Assessment zum zweiten Mal. Die Zuhörerschaft ist hin und weg von seiner Weisheit. Auf der anderen Seite des Raums hört man Beschwerden, wie nervig dieses EWS doch ist. Wir verlassen genervt die Party und gehen weiter.

22:15 Weiter geht's in den Meeting Point. Wir begrüssen Maximilian am Eingang und etwa noch 20 andere Leute, die man aus Kursen, von WG-Partys, vom Sehen, von Konferenzen und von was-weiss-ich kennt.

24:00 Auf einen Umtrunk im Blumenplatz. Man kann so schön rauschauen und es ist nett. Hier gefällt's mir. Das Bermuda Dreieck wird gemieden, weil ... ach, wir sind ein Studentenmagazin, ihr wisst warum.

01:00 Schlussendlich schlägt es einen doch noch ins Trischli, die erste Anlaufstelle für Studenten, die Party machen wollen. Obwohl die Wahrnehmung schon leicht getrübt ist vom moderaten Alkoholkonsum, erstaunt es, wie vielfältig doch die Musik in solchen Clubs sein kann. Es vergehen keine fünf Minuten und schon läuft

man Maximilian über den Weg. Trotz limitierter Koordination wird getanzt bis die Beine wehtun, was leider sehr schnell gehen kann. Man hatte vor lauter Kursen mal wieder keine Zeit zu trainieren.

3:10 Was wäre der Heimweg ohne Döner? Danke Kränzlin. Retrospektiv stellen wir fest, dass der SPON Artikel doch gar nicht so Unrecht hatte.

Bilder Livia Eichenberger



«Ich bin nicht so charismatisch und kein grosser Sprücheklopfer»

Lukas Reimann, SVP-Nationalrat, spricht über den Umsetzungsvorschlag der Masseneinwanderungsinitiative (MEI), den «Schwexit» und was er und sein grosses Idol Nigel Farage gemeinsam haben. Ein ungefiltertes Interview.



INTERVIEW ALESSANDRO MASSARO



BILD DANIEL BÖTTCHER

Was halten Sie vom Stararchitekten Kurt Fluri und seinem Umsetzungsvorschlag zur MEI?

Lukas Reimann: Ich würde ihn nicht gerade Stararchitekt nennen, sondern eher «Star-Abbrecher» der direkten Demokratie und der Volksrechte. Er hat das geschickt eingefädelt. Am Schluss hatte er noch die Frechheit, dem Umsetzungsvorschlag den Titel «korrekte Umsetzung der MEI» zu geben. Ich glaube, dass sich da alle einig sind, dass es sicherlich keine korrekte Umsetzung ist, welche von der Kommission unter der Führung von Kurt Fluri vorgestellt wurde. Ich finde, wenn man sich damit nicht abfinden möchte, kann man gerne wie Thomas Geiser eine neue Volksinitiative lancieren. Was gar nicht geht, ist sich zu weigern, einen Volksentscheid und Verfassungsauftrag umzusetzen. Das ist undemokratisch und hat vor allem unschöne Nebenfolgen. Viele fragen sich mittlerweile, für was sie eigentlich noch stimmen gehen sollen. Die Politiker in Bern machen sowieso, was sie wollen.

Sie sind also mit der RASA-Initiative, welche unter anderem von Thomas Geiser lanciert wurde, einverstanden?

Ein neuer Entscheid ist sicherlich höher zu gewichten als ein älterer. Deshalb sage ich auch, dass der positive Volksentscheid zur MEI einen alten wie jenen zur Personenfreizügigkeit wieder aufhebt. Sollte sich das Volk wieder anders äussern, dann geht das in Ordnung. Ich schaue der RASA-Initiative somit ziemlich gelassen entgegen.

Wieso denken Sie, hat sich die Kommission für diese Umsetzung entschieden?

Das hat zwei Gründe. Die SP meint auf der einen Seite, dass alle Menschen gleichbehandelt werden sollen. Die FDP auf der anderen Seite hat das Motto, dass die Wirtschaft günstige Arbeitskräfte braucht, der Staat aber schlussendlich für sie aufzukommen hat. Offenbar gewichten sie dies höher als einen demokratischen Volksentscheid.

Der zweite Grund ist die Angst vor der EU. Bei jedem Artikel wurde schon gesagt, dass man aufpassen müsse, nicht in Konflikt mit der EU zu kommen. Ich war für drei Tage in der Kommission, als wir diese Umsetzung ausgearbeitet haben. Das ist taktisch ein völlig falsches Vorgehen. Man müsste einmal nach Brüssel gehen und als Verhandlungsstart sagen, dass wir gar keinen mehr in die Schweiz las-

sen. Danach kommt man ihnen natürlich etwas entgegen, aber am Schluss kann die Initiative umgesetzt werden. Die Engländer zeigen, wie es geht. Die sagen von Anfang an, dass es die Personenfreizügigkeit nicht mehr gibt. Mit einem solchen Vorgehen kann man natürlich viel mehr rausholen.

Wieso gewinnen Sie den Eindruck, dass die Schweiz nicht in ernstzunehmende Verhandlungen eingetreten ist?

Ich glaube, es liegt daran, dass jene Leute, welche an den Schalthebeln sitzen, die Schweiz in der EU sehen. Sei dies der Chefdiplomat Yves Rossier in Brüssel, welcher der persönliche Mitarbeiter von Pascal Couchepin war, oder Didier Burkhalter.

Was kann die kleine Schweiz denn gegen die von Ihnen beschriebene «Übermacht» der EU unternehmen?

Es ist klar, dass man sich als Mitglied an alle Vorschriften halten muss. Aber wenn man kein Mitglied werden will, dann gelten diese Vorschriften nicht. So sollte man auch als ebenbürtiger Verhandlungspartner der EU gegenüberreten. Meine Hoffnung ist, dass Grossbritannien mehr rausholt.

Es gibt auch Mitgliedsländer der EU, welche die Personenfreizügigkeit nicht mehr haben möchten. Ich glaube, dass die EU denen entgegenkommen muss, wenn sie weitere Austritte von Mitgliedsstaaten verhindern möchte.

Was ist denn für Sie das Problematische am Umsetzungsvorschlag?

Dass die MEI nicht umgesetzt wird, gefährdet die Wirtschaft. Denn dies birgt die Gefahr, dass das Volk einer viel radikaleren Initiative, welche beispielsweise bestimmte Prozentzahlen vorgibt, zustimmt. Diese Verantwortung tragen die Leute, welche diese Initiative jetzt einfach nicht umsetzen wollen. Unsere Initiative sieht eine Anpassung an die wirtschaftlichen Gegebenheiten vor, wie zum Beispiel eine Kopplung an die Arbeitslosenzahl. Ich persönlich wäre sogar für eine weltweite Personenfreizügigkeit, aber die Unternehmen müssten für die Personen aufkommen. Es geht nicht, dass man eine Person einstellt und nach wenigen Wochen wieder entlässt, weil man gemerkt hat, dass es doch nicht geht. Gesamtwirtschaftlich liegt das nicht im Interesse vom Staat, dass dieser wieder für die Kosten aufkommen muss.

Gemäss Bundesrat Burkhalter ist der Rahmenvertrag der Schlüssel zu einer zukünftig erfolgreichen Zusammenarbeit mit der EU. Mit diesem Abkommen würde sich die Schweiz zur Übernahme des EU-Rechts und dessen Auslegung durch den Europäischen Gerichtshof verpflichten. Was halten Sie vom Argument des Bundesrats?

Das ist ganz kurios. Der Bundesrat wollte dies schon seit Jahren. Jetzt sagt die EU plötzlich, dass sie nur mit uns über die Personenfreizügigkeit verhandelt, wenn wir den Rahmenvertrag mit der Umsetzung der MEI verknüpfen. Der Bundesrat meint aber

plötzlich in einer parlamentarischen Anfrage, obwohl dies ursprünglich seine Idee gewesen wäre, dass er diese Verknüpfung ablehne. In einem Interview hat Burkhalter gesagt, dass sie sowieso keine Chance gehabt hätten, diesen Vorschlag durchzubringen. Das ist für mich keine Handlungsweise, die im Interesse des Landes liegt.

Was wäre denn Ihrer Meinung nach eine angemessene Handlungsweise?

Der Brexit hat uns gezeigt, dass wir die Unabhängigkeit nicht aus der Hand geben sollten. Denn einmal aus der Hand gegeben, ist es schwierig, sie zurückzugewinnen. Das zeigen auch die Diskussionen, welche in Grossbritannien stattfinden. Ich wünsche den Engländern aber viel Glück. Und ein bisschen haben wir ihnen auch geholfen, indem wir das hängige EU-Beitritts-gesuch der Schweiz, welches vom Bundesrat 1992 eingereicht wurde, drei Tage vor der Abstimmung zurückgezogen haben.

Sie sind ein grosser Fan von Nigel Farage. Sehen Sie Parallelen zwischen seiner und Ihrer eigenen Person?

Ich bin nicht so charismatisch und kein so grosser Sprücheklopfer wie er. Aber ich glaube, zumindest inhaltlich sind wir auf der gleichen Wellenlinie. Die United Kingdom Independence Party (UKIP), welcher Farage angehört, wird dem Rechtspopulismus zugeordnet, obwohl sie auch wirtschaftsliberal und teilweise liberaler ist. Sie haben eigentlich ein sehr sozialistisches Programm und sind einzig und allein bei den Ausländerfragen sehr rechts orientiert. Aber was heisst schon rechts. Wenn ich im Ausland eine Partei suchen müsste, welche zu mir passt, dann wäre es die UKIP.

Wie soll es denn Ihrer Meinung nach weitergehen?

Man müsste die MEI nunmehr umsetzen und mit der EU Verhandlungen eingehen. Die Einwanderung soll strikte mit Kontingenten reguliert werden und dann gehen wir nach Brüssel. Ich glaube, man wird sich schon finden. Die Engländer machen es auch so. Die EU wird sich mit ihnen einigen, denn beide Seiten sind daran interessiert gemeinsam Lösungen zu finden. Nicht anders wird es mit uns sein.



«Schweizer sind viel netter, als ich dachte»

Jedes Semester heisst unsere Universität bis zu 400 Austauschstudenten in St. Gallen willkommen. Mit fünf von ihnen hat sich prisma in lockerer Atmosphäre über ihren Trip an die HSG unterhalten.



TEXT/BILD TABEA STÖCKEL

VOR einiger Zeit habe ich eine Einladung zur Geburtstagsparty dreier Austauschstudenten erhalten. Es ist Samstagabend kurz vor Mitternacht und ich stehe vor dem «Party-Haus» in Rotmonten. Ich öffne die angelehnte Haustüre und laufe in den zweiten Stock hoch. Eine Gruppe Austauschstudenten begrüsst mich. Es stellt sich im Laufe einer kurzen Vorstellungsrunde heraus, dass Yuri und Satoshi aus Japan sind, Vincent aus Frankreich und Yannick aus den Niederlanden. Ich nutze die Gunst der Stunde und frage die Gruppe, ob sie bereit wären ein Interview mit mir zu führen. Alle sind einverstanden. Ich suche sie auf Facebook, um sie später zu kontaktieren. Scherzend füge ich hinzu, dass mir jetzt nur noch ein Afrikaner fehle. Sekunden später stehe ich vor dem Tunesier Hatem und frage auch ihn nach seinem Facebook-Namen.

HSG für den CV

Es ist Montagabend. Um 20 Uhr treffe ich mich mit der Gruppe im Adhoc. Ein paar Fragen habe ich vorbereitet, jedoch entwickelt sich schon bald von alleine ein engagiertes Gespräch unter den Studenten.

«Ich musste mich davon überzeugen, dass ich an meine Zukunft denke», ist Yannicks Antwort auf

die Frage nach der Motivation, an die HSG zu kommen. Hatem schiebt nach, dass seine Entscheidung klar war, nachdem er das Ranking der HSG im MBF sah. Vincent bestätigt das mit einem Nicken. Satoshi und Yuri hingegen geniessen den praktischen Ansatz der HSG, denn Tokyo sei viel theoretischer orientiert.

Einigkeit herrscht in ihrem Urteil über das Bidding: «Man könnte auch einfach eine Partie Tischtennis über die Kurse spielen, es würde genauso viel Sinn ergeben.» Zudem empfinden die Austauschstudenten viele Kurse als zu langatmig, was sie hingegen schätzen, sind die 15-minütigen Pausen, welche vor allem im asiatischen Raum selten sind.

Studenten in St. Gallen seien viel kompetitiver und motivierter als diejenigen an anderen Unis. Vincent formuliert es folgendermassen: «Und ihr lernt. Und ihr öffnet Bücher, und ihr lernt Zeug.» In Japan hingegen sieht man das Leben als ständige Ausbildung an und dadurch ist der Fokus auf die Uni nicht ganz so stark. In Frankreich und in den Niederlanden sind Noten bedeutsam, viel wichtiger ist allerdings das persönliche Profil und das Netzwerk, welches man sich aufbaut. Einzig Hatem widerspricht: Kanadier seien ähnlich strebsam, wobei das System der Uni sich vollkommen von dem in St. Gallen unter-

scheide. Dieses ähne jenem in Tunesien, wobei die dortige Infrastruktur nicht mit der unseren vergleichbar sei.

Ganz befremdlich finden sie die Masse an Studenten in der Bib. «Ich war da letzte Woche, und die bleiben da tatsächlich den ganzen Tag um zu lernen. Das macht mir echt Angst.» Der Niederländer erzählt, dass sie an ihrer Uni das gleiche Phänomen beobachten – betitelt als «The Run of the Germans». Mit eigenen Augen gesehen, habe er es nie, denn um acht Uhr morgens sei er selten an der Uni anzutreffen.

«Made in Switzerland»

Schweizer sind im Ausland anscheinend nicht als ein sehr herzliches Volk bekannt. Viele waren davon überrascht, wie nett die Schweizer tatsächlich sind. Auf das teure Pflaster Schweiz hatten sich alle schon im Vorhinein eingestellt. Belustigend finden sie auch, dass dem Label «Made in Switzerland» ein solch hoher Stellenwert zugemessen wird. Zudem sei es unglaublich auffällig, wieviele Kühe in St. Gallen unterwegs sind. Das sei ihnen noch in keiner Stadt passiert. «Sogar hinter der Sporthalle hat es Kühe.»

Als die Olma angesprochen wird, müssen alle lachen. Den Hype um die



Von links nach rechts: Vincent, Yuri, Hatem, Yannick und Satoshi

Messe verstehen sie nicht ganz, und abgesehen von dem Schweinereinen finden sie das Geschehen mässig interessant. «Alle waren so aufgeregt, und ich versteh es einfach nicht. Sie verkaufen Waschmaschinen und so Zeug. Es ist wie Eintritt zahlen für Ikea.»

Bezüglich der Gestaltung des Abendprogramms herrscht Konsens über die schockierend hohen Preise des Biers. In Tunesien wird jeden Abend etwas geboten: In den Clubs wird bis drei Uhr morgens gefeiert. Danach zieht man weiter zur orientalischen Party, an welcher man bis Tagesanbruch verbleibt. «Sehen und gesehen werden» ist das Motto. In Kanada hingegen ist um zwei Uhr morgens «Schicht im Schacht» und das auch nur an jeweils zwei Tagen in der Woche.

Von Plastikjacken und Discopumpen

Das Klischee der HSG ist wenig bekannt unter den Austauschstu-

denten. Aber es schlägt sich nieder in ihren Beobachtungen. Jemand lässt durchblicken, dass seine Mitbewohner aus besseren Verhältnissen stammen und es bei einem späteren Eintritt ins Berufsleben vergleichsweise leicht haben werden.

Der Tunesier meldet sich zu Wort und sagt, dass die Leute in St. Gallen besser angezogen seien als in Québec, wo er im Moment seinen Master mache. Der Niederländer und der Franzose widersprechen ihm vehement und kritisieren den Kleidungsstil aufs Schärfste. «Alle Deutschen ziehen aus irgendeinem Grund Skinny-Jeans an, was total lächerlich aussieht. Und rasieren sich dann die Haare auf den Seiten ab – ein sehr befremdliches Phänomen.» Die Wahl des Beinkleides wäre gar nicht so schlimm, wenn die Studenten sich im Gym nicht nur auf den Oberkörper fokussieren würden. Lachend sagt jemand: «Die sehen alle aus wie Dreiecke.» Zudem erinnern die Jacken der Deutschen stark an Plastiktaschen

und «Superdry» sei viel zu prominent vertreten. Die Japaner werden auf die Bekanntheit der Marke in ihrem eigenen Land angesprochen. Yuri klärt auf, dass «Superdry» entgegen landläufigem Verständnis keine japanische Marke sei.

Irgendwann driftet das Gespräch ab zu den Unterschieden zwischen den verschiedenen Ländern und Universitäten. Hatem lässt alle etwas perplex dasitzen, als er die Höhe der Studiengebühren in Tunesien erwähnt. Diese belaufen sich auf stolze zehn Euro pro Jahr. In Frankreich und den Niederlanden werden Studenten vom Staat finanziell stark unterstützt. Von Reiseboni bis hin zu Negativzinsen bei Krediten ist so ziemlich alles dabei.

Abschliessend frage ich die Gruppe nach Schweizer Begebenheiten, welche für sie anders oder überraschend waren. Für die meisten ist es die Korrektheit der Schweizer: «Die Leute warten tatsächlich an einer roten Ampel.»

HSG Short News



Die Lernphase naht.

Lernplätze in der Lernphase

Nach dem Break ist vor der Lernphase. Auch dieses Jahr wird es wieder zum Kampf um Plätze in der Bibliothek kommen. Diese ist darauf vorbereitet und stellt zahlreiche Zusatzangebote zur Verfügung: mehr Lernräume, Seatfinder und Sonntagsöffnungszeiten. Weil die Bibliothek kaum Möglichkeiten hat, die Sitzplatzreservation einzudämmen oder zu verbieten, bleibt einzig der Appell an die Studenten, Plätze doch bitte nicht zu reservieren und bei Abwesenheiten von mehr als einer Stunde den Platz zu räumen.

Wenig Ausländer im Englischtrack

In der ersten Sitzung des Studentenparlaments (Stupa) präsentierte eine Senatsvertreterin aktuelle Zahlen zur Zusammensetzung der Studiengänge. Insgesamt sind aktuell 8452 Studenten und Doktoranden an der HSG immatrikuliert. Speziell interessant sind die Zahlen zum Assessment: Der Ausländeranteil bei Studenten im englischsprachigen Assessmenttrack ist kleiner als im deutschen Track. Genaue Zahlen gibt es dazu

aber nicht. Auch zur Gender-Zusammensetzung der Studentenschaft gibt es keine konkrete Statistik, der Frauenanteil ist aber gemäss Stupa-Protokoll steigend. Der Anteil der Masterquereinsteiger sinkt hingegen.



Stupa informiert über Studienzahlen.

Neue SHSG-Webseite

Der alte SHSG-Vorstand hat im vergangenen Jahr ein Projekt zur Erneuerung der myunisg.ch Webseite lanciert. Die neue Seite nimmt langsam Form an, Probleme bei der Budgetierung könnten aber zu einer Verzögerung des Relaunchs führen. Gemäss IT-Vorstand Max Faulhammer wurde bei der Lancierung des Projekts massiv unterbudgetiert, weshalb das Stupa in seiner ersten Sitzung dieses Semesters mehr Gelder bereitstellen musste. Die Budgetsumme beträgt

statt 85000 Franken neu 125400 Franken. Für das geplante Wahl-Tool muss der Vorstand weitere Angebote einholen. Die Webseite soll voraussichtlich im Frühlingsemester 2017 live gehen und Funktionen wie die Einbindung universitärer Webseiten, ein überarbeitetes Freizeit- und Engagementangebot sowie die Möglichkeit zur Personalisierung enthalten.

Digital Literacy und neues Kontextstudium

An der HSG werden zur Zeit Gespräche über die Einführung eines Zertifikatsprogramms namens «Digital Analytics» geführt. Gleichzeitig soll der Bereich «Digital Literacy» ab dem Herbstsemester 2017 eingeführt werden. Ein Jahr später, auf das Herbstsemester 2018, soll zudem das Kontextstudium reformiert werden. Dieses Projekt wurde vor mehreren Jahren lanciert, die Implementation liess aber stets auf sich warten.



Digitalisierung an der HSG schreitet fort.

Bilder Nina Amann,
Livia Eichenberger, zvg



TEXT NINA AMANN



LAURENT, REGIONALLEITER IN DER REGION BERN

**ICH FINDE, LEISTUNG
SOLLTE SICH LOHNEN.
WIR KÖNNEN UNS
DARAUF VERLASSEN.**

Lidl lohnt sich – auch für unsere Mitarbeitenden: Angefangen bei einem tollen Team und viel Raum für Ideen bis hin zu einmaligen Weiterbildungsangeboten und besten Aufstiegsmöglichkeiten bietet Lidl vielfältige Möglichkeiten für gemeinsames Wachstum.

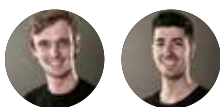
Karrierechancen auf karriere.lidl.ch





Geschichten von der Gasse

Vom Rosenberg zur Gasse: Auf unserem Trip zur Gassenküche treffen wir auf Drogenabhängige und Obdachlose, die uns einen Einblick in ein komplett anderes Leben in St. Gallen gewähren.



TEXT/BILD ASSE REINHARDUS, MARIOS VETTAS

ENTSCHULDIGEN Sie, können Sie uns sagen, wo es zur Gassenküche langgeht?»

«Ja, ihr könnt mitkommen», brummelt er. Mein Kollege und ich entscheiden spontan, uns von einem Obdachlosen den Weg weisen zu lassen. Auf der Strasse fällt mir auf, wie die Leute ihn anstarren.

Ihr Blick ist auf ihn fixiert, ehe sie mich mit fragenden Augen anschauen – als sei er gebrandmarkt.

Seine Gestalt ist auffällig: Schlank und mit gekrümmtem Gang setzt er einen Fuss vor den anderen, nur um alle 30 Sekunden kurz anzuhalten. Geduldig wartet sein Hund auf ihn.

Da ist irgendetwas, das er unbedingt aus seinen Taschen hervorkramen muss. Wir passieren dutzende Tattoo-Läden, ein türkisches, griechisches, sogar ein senegalesisches Restaurant, bevor wir endlich in der Gassenküche ankommen.

Stiftung Suchthilfe

Die Gassenküche, welche seit 1987 existiert, befindet sich in der Linsebühlstrasse. Sie gibt Obdachlosen und anderen Bedürftigen die Möglichkeit – vor allem in den Wintermonaten – ein warmes Plätzchen zu finden, an welchem sie Nachmittags

verweilen können. Schlafen kann man dort nicht; eine Notschlafstelle gibt es in der Unterkunft für Obdachlose (UFO) an der Grünhaldenstrasse. Momentan bietet die Gassenküche Platz für 40-45 Personen und im Schnitt kommen jeden Mittag etwa 20 Personen vorbei. Die Auffangstätte finanziert sich ausschliesslich durch Spenden von Einzelpersonen, der Privatwirtschaft und dem kirchlichen Umfeld. Sie ist ein Angebot der Stiftung Suchthilfe. Die Stiftung versucht die Drogenproblematik innerhalb der Stadt St. Gallen über verschiedene Wege anzugehen und dauerhafte Lösungen zu finden. Ihre

Projekte reichen von Wohngemeinschaften über medizinische Betreuung bis hin zu Arbeitsmöglichkeiten für die Obdachlosen.

Vergiss die Mensa

Das Essen in der Gassenküche ist gut und es kostet nur drei Franken. Grundsätzlich darf sie jeder besuchen: Ein Geheimtipp für Studenten?

Während des Essens komme ich sofort mit einem freundlichen Pärchen ins Gespräch.

«Was macht ihr denn hier? Von der Universität? Ich finde das schön, dass ihr euch dafür interessiert.» Die Rede ist vom Besuch eines anderen Milieus: Normalerweise kommen hier nur Drogenabhängige, Obdachlose und gelegentlich ein Bauarbeiter vorbei.

Wir möchten mehr über die Lebensgeschichten und die Umstände der Leute hier erfahren.

Manuel, 50, erzählt uns von einem schweren Arbeitsunfall. Als Lastwagenchauffeur war er in ganz Europa unterwegs. Die Speditionsgesellschaft hatte – ohne ihn davon in Kenntniss zu setzen – ein Fass auf die Ladefläche seines Lastwagens gepackt. Auf der Fahrt in die Schweiz hatte das Fass jedoch Leck geschlagen: Als Manuel die Seite des LKWs zum Abladen öffnen wollte, kam ihm die Säure aus dem Fass entgegengespritzt und entstellte ihn. Im Krankenhaus mussten ihm ganze Muskelstränge wie der Trizeps entfernt werden. «Hier, fass mal an.» Da fehlt tatsächlich ein Stück des Arms; auch Löcher in den Beinen habe er. Nach einer Umschulung zum Tierpfleger arbeitete er in der Reptilienabteilung: Krokodile, Schlangen, sogar einen Affen habe er grossgezogen, erzählt er uns stolz. Doch mit den Arbeitskollegen lief es nicht so gut; sie hätten ihn schlussendlich aus dem Betrieb gemobbt.

Nicht zu vergessen, dass Manuels Leben von der Drogensucht überschattet wurde. Wann hat es damit angefangen? «Wir sind schon seit 30 Jahren dabei», meint Susi, 48. Sie war

früher an der Kunstgewerbeschule in Bern und hat als Kirchenrestauratorin gearbeitet. Haschisch war für sie die Einstiegsdroge. Als Teenager konnte sie damit die Leere, welche sie zu dieser Zeit verspürte, füllen.

Schweizer Schande auf offener Strasse

Manuel und Susi machen nicht den typischen Eindruck von Drogenabhängigen. Sachkundig erzählen sie uns von Sugar, Methadon und Benzodiazepinen. Sugar ist ein Begriff für Heroin; Methadon hat als Heroin-Ersatzstoff im Rahmen von Substitutionsprogrammen seine Wirkung bewiesen. «Methadon macht dich aber kaputt, es schädigt Zähne und Organe. Sevre Long ist ein neuer Stoff, der viel besser wirken soll. Es nimmt dir die Gier vom Heroin. Davon reicht auch eine kleinere Dosis.»

Aber am schlimmsten seien Benzodiazepine wie Dormicum; ist die Wirkung des Heroins nach Jahren nicht mehr dieselbe, so versuche man unablässig das gleiche Gefühl in Tablettenform zu bekommen. Doch «Benzos» sind teuer und machen enorm abhängig. Allgemein seien die meisten heute polytoximanisch, was bedeutet, dass sie mehrere Substanzen gleichzeitig konsumieren. «Früher war die Drogenszene aber viel schlimmer. Die Kollegen von damals hast du heute nicht mehr. Viele sind gestorben.»

Als in den 1980er-Jahren die grosse Drogenflut über die westliche Hemisphäre hereinbrach, mitbedingt durch einen Preisverfall des Heroins – waren die zuständigen Behörden überfordert. In vielen grossen Schweizer Städten entwickelte sich rasch eine offene Drogenszene. In Zürich wurde vor allem der

Platzspitz zur Hochburg der Süchtigen. Täglich versammelten sich dort 3000-5000 Süchtige. In Spitzenjahren starben knapp 450 Menschen an einer Überdosis, wöchentlich mussten tausende Menschen am Platzspitz reanimiert werden.

Manuel und Susi haben die offene Drogenszene miterlebt. Sie erzählen von bewaffneten libanesischen und albanischen Drogengangs, die sich einen regelrechten Krieg um den Stoff lieferten: Leute wurden auf offener Strasse erschossen, Polizisten setzten Gummischrot gegen Süchtige ein. Eine traumatische Szene ist Susi immer noch im Kopf geblieben: «Ein Mann von der Drogengang stand da und schoss wahllos auf Passanten. Ich brachte mich in Sicherheit und hörte die Schreie einer Frau. Ein Doberman war am Heulen; sein Herrchen wurde angeschossen. Ich holte Hilfe in der Telefonkabine. Die Polizei suchte noch nach dem Täter, doch er war spurlos verschwunden.»

Mitglieder der Drogenbanden hielten die Abhängigen zum Teil wie Sklaven: «Die Süchtigen bunkerten die Drogen der Banden bei sich zuhause. So konnte die Polizei bei Razzien nichts auffinden. Dafür durften sie konsumieren und erhielten andere Vorzüge. Manche von den Mitgliedern waren freundlich und gaben dir essen; andere wollten Sex von den Frauen.»

Schlussendlich ging es im Drogenkrieg um eine riesige Menge Geld:



«Ein Libanese hielt mir mal die Plastiksäcke seines Verdienstes entgegen: Massen an Zehnern, Zwanzigern, Fünfhundertern waren bunt durcheinandergemischt. Als ich hineinschaute und das Geld sah, schien alles so unwirklich. Sie verdienten bis zu 35 000 Franken pro Tag.»

Zu der prekären Sicherheitslage kamen auch die katastrophalen hygienischen Bedingungen dazu. Fast jeder der Süchtigen steckte sich mit Hepatitis C an; nach Jahren der Erkrankung sind schwere Leberschädigungen die Folge.

St. Gallen war mit denselben Problemen in einer kleineren Grössenordnung konfrontiert. Anlaufpunkt für die Süchtigen in der Stadt war erst das Bienenhüsli und später dann der Schellenacker.

Als die Beschwerden in der Bevölkerung schweizweit zunahmen und die Drogenproblematik immer weiter ausuferte, griff der Bund ein. Mit dem 4-Säulen-Modell entschied er sich für einen Mittelweg zwischen Repression und Suchthilfe. Fortan wurde den Süchtigen legales Heroin und Methadon abgegeben. Das Modell beinhaltet Prävention, Therapie, Schadensminderung (Drogenkonsum im kontrollierten Rahmen) und Repression. Vor allem die Repression wird hierbei als kritischer Punkt betrachtet. Mehrere Forschungsergebnisse hinterfragen

ihre Sinnhaftigkeit, da die Anzahl Drogentoter mit der Härte zunähme. Im Gegensatz dazu wird die Methadonbehandlung der Süchtigen als Erfolg eingestuft: Zusammen mit der Abgabe von sauberem Spritzmaterial konnte so die Anzahl der Drogentoten drastisch gesenkt werden.

Normales Leben abseits der Sucht

Heute ist Susi froh, als Drogenabhängige in der Schweiz leben zu können. Die Spanierin ist hier aufgewachsen und kennt kein anderes Zuhause; doch habe sie schon eine Mahnung vom Migrationsamt erhalten. Die drohende Ausschaffung in ein Land, in dem sie keine Zukunft sieht, hat ihr grosse Angst eingeflösst. Als drogenabhängige Person muss man immer mit der Angst leben, beim Verstoss gegen das Betäubungsmittelgesetz erwischt zu werden.

Susi und Manuel gehen eine Zigarette rauchen. Wir schauen uns in der Gassenküche näher um und uns fällt Kurt auf. In Hemd und Jeans gekleidet, sticht er aus der Masse heraus. Ruhig sitzt er da und liest «Im Weltinnenraum des Kapitals» des Kulturwissenschaftlers Peter Sloterdijk. Zusammen philosophieren wir über das Schreiben, den Kapitalismus, den Zinsgewinn von reichen Erben bis hin

zur Abschaffung der Einkommenssteuer. Interessant, was für Personen man hier treffen kann.

Wir stehen wieder auf und spielen eine Runde Kicker mit einer Sozialarbeiterin und einem Besucher. Nach dem Spiel, stossen wir wieder auf Susi und Manuel und fragen sie, ob sie für ein Foto bereit wären.

Sie sind seit 30 Jahren ein Paar und beim Fotoschiessen wird ihre Zuneigung füreinander ersichtlich: «Wir sind kein Drogenpärli. Wir teilen uns alles. Nicht nur die Drogen. Wie sieht es denn eigentlich mit Ferien aus? «Das Geld ist knapp, aber wenn man IV bezieht, darf man bis zu 3 Monate ins Ausland.» Sie waren bisher viel in Südamerika unterwegs: Von Brasilien und Kolumbien bis nach Panama. «Die vom Staat abgegebenen Drogen darf man im EU-Raum mitnehmen. Alles ausserhalb obliegt der eigenen Verantwortung.» Riskant, wenn man bedenkt, dass in manchen Ferienländern bei Drogenbesitz die Todesstrafe droht.

Die Leute haben Vorurteile

Suchtabhängige werden oft stigmatisiert und fühlen sich ausgegrenzt. Susi und Manuel laden uns in ihre Wohnung ein, die – wie sie betonen – sauber sei und nicht der eines Junkies entspreche. Die Idee, mit uns nochmals über den Text zu gehen, gefällt Susi: «Mit einer sinnvollen Beschäftigung fühlen wir uns auch mal wertgeschätzt», denn was den meisten fehlt, ist eine klare Tagesstruktur. Eine Arbeit oder eine emotional stabile Bezugsperson sind wichtig, um von der Sucht wegzukommen. «Mit dem Wissen, das ich heute habe, würde ich ein Rauschmittel wie Hasch nicht noch einmal anfassen», betont Susi. Ihre Geschichte erinnert uns daran, dass solch ein Schicksal jeden von uns treffen könnte. Das ist unheimlich. Was eine solche Sucht bewirkt, ist enorm schade. Nach unserem Besuch hinterlassen Susi und Manuel bei uns den Eindruck zweier lebenswürdiger, einfühlsamer und intelligenter Menschen, welche noch viel mehr vollbringen könnten.





*The opportunity
of a lifetime*

www.pwc.ch/careers

Grow your own way

Wir ermöglichen dir eine massgeschneiderte Karriere mit persönlicher und fachlicher Weiterbildung sowie gezieltes Coaching «on & off the job». In unserem weltweiten Netzwerk mit 208'000 Spezialisten bearbeitest du anspruchsvolle nationale und internationale Kundenprojekte und schaffst für unsere Kunden Mehrwert. Dies mit den besten Teams, mit über 68 Nationalitäten.

Von dir erwarten wir, dass du wissensdurstig, lernbereit, offen für Neues bist und Verantwortung übernimmst. Ganz wichtig ist für uns, dass du ein Teamplayer bist. Mehrwert können wir nur gemeinsam schaffen.

.....
Das ist der Deal: Wir bieten viel und verlangen einiges.
.....

Willst du mehr, dann surfe auf: www.pwc.ch/careers.



© 2016 PwC. All rights reserved. "PwC" refers to PricewaterhouseCoopers AG, which is a member firm of PricewaterhouseCoopers International Limited, each member firm of which is a separate legal entity.

MOHAMMAD

SEYED

HOSSEIN

Eine Reise ins Ungewisse – für uns alle

Wer als Asylsuchender in die Schweiz kommt, hat nicht nur Landesgrenzen zu überqueren. Vielmehr braucht es soziale Integration, um wirklich anzukommen. Eine Reportage aus dem Solidaritätshaus St. Gallen.



TEXT/BILD JOHANNES KAGERER

Es ist Freitagabend. Der Raum in dem sonst der Mittagstisch stattfindet, ist mit Freunden des Hauses und Gästen bis auf den letzten Platz gefüllt. Es ist Belluna-Abend. Die Atmosphäre ist sehr angenehm, was auch am wunderbaren Essen liegt, das die drei Afghanen Seyed, Mohammad und Hossein zubereitet haben. Man drückt mir einen Teller in die Hand und wir speisen gemeinsam in der Küche. Als eine Frau hereinkommt und etwas helfen möchte, sagt Seyed, der heute Chefkoch ist: «Bitte lassen Sie das! Sie sind heute Gast.» Dann stockt er. Und meint «Gästin». Er überlegt nochmal und ist selber irritiert. Das klingt für ihn komisch. Tut es tatsächlich.

Der Moment wirkt. Wer hat den Ausdruck Gästin schon mal verwendet? Doch das, was dieser Szene ihre Schönheit verleiht, ist nicht die sprachliche Sorgfalt, sondern die Art wie Seyed es sagt. «Ihre Eleganz» ist seine Antwort auf die Frage, was er an der Schweiz am meisten schätzt. «Ich wollte schon immer in die Schweiz.» Ab und zu gehe er rüber zu seiner Nachbarin, um mit ihr ein paar Partien Schach zu spielen. Typisch «Flüchtling» möchte man sagen.

Das Fremde entdecken

Ronald Reng hat 2004 in seinen Roman «Fremdgänger» über das Zusammentreffen zweier Welten geschrieben. Über eine Liaison zwi-

schen Ost und West. Der Roman dreht sich um einen Deutschen, der sich in eine Ukrainerin verliebt. Sie spielt in Kiew in der U-Bahn Klarinette, er arbeitet als Investmentbanker in London. Damals – also vor zehn Jahren – hätte man der Aussage ohne zu zögern zugestimmt, dass die Voraussetzungen für eine Liebesgeschichte nicht unterschiedlicher hätten sein können. Heute spüren wir, dass unsere Welt noch viel komplexer ist.

Um das Fremde zu entdecken, gibt es verschiedene Ansätze: Der eine steigt ins Flugzeug, um tausende Kilometer in die Ferne zu fliegen. Der andere zieht sich seine Schuhe an, streift sich eine Jacke über und geht zu Fuss zum Solidaritätshaus in St. Gallen.

Reduktion auf die Vergangenheit

Wenn ich mit Seyed und Mohammed spreche, weiss ich, dass mir «Geflüchtete» gegenüberstehen. Die Bezeichnung «Flüchtling» würde sie auf einen einzigen Teil ihrer Biographie reduzieren, der vergangen ist. Viel mehr sind sie aktuell Fremdgänger und Grenzgänger. Fremdgänger, weil sie sich in einer für sie anfangs sich fremd anfühlenden Welt bewegen und auch für uns erstmal Fremde sind. Grenzgänger werden sie hingegen immer bleiben: Weil sie uns mit unseren Grenzen in unseren Köpfen und derer unserer Bürokratie konfrontieren. Dabei müssen sich auch an ihre eigenen Grenzen gehen.

Alltagsleere

Mohammad ist seit 13 Monaten hier. Er hat immer noch keine Arbeitserlaubnis. Er spricht neben seiner Muttersprache auch Griechisch, Englisch und lernt zweimal pro Woche Deutsch. 90 Minuten im Solihaus. Sonst darf er im Prinzip nichts machen, ausser Sport. Zweimal pro Woche 90 Minuten. Das ist so viel, wie wenn der F.C. Bayern Bundesliga und Champions League spielt. Wenn man sich das nur vorstellt, dass das der ganze «Inhalt» einer ganzen Woche sein soll, beginnt man schon zu verzweifeln.

Der Deutschkurs in der Migros Klubschule würde über 1200 Franken kosten, sagt er. Auf deren Homepage steht: Bildung für alle. Gerne würde er mehr lernen, aber das ist finanziell nicht möglich. Gerne würde er arbeiten, aber dem steht unsere Bürokratie im Weg. Daher ist die Bezeichnung Grenzgänger keine schlechte Wahl, weil ihn das auch an seine eigenen Grenzen treibt. Trotzdem ist er ganz ruhig. Er bedankt sich für alles, was man hier für ihn tut. Das klingt paradox, er meint das aber tatsächlich so. Der Wille zur Integration ist bei den Leuten im Solihaus vorhanden. In Deutschland gibt es Migranten in der dritten Generation, die schlechter Deutsch sprechen, als Mohammad

nach 13 Monaten in der Schweiz und 90 Minuten Unterricht pro Woche. Das kann kein Zustand sein. Ist es aber.

Viele sagen, dass diese Grenzgänger eine andere Einstellung gegenüber Frauen hätten. Und meinen damit eine weniger fortschrittliche. Diese passe nicht zu unserer westlichen Gesellschaft. Schon allein aufgrund ihrer Religion müsse das so sein: Der Islam sei mit dem Christentum nicht kompatibel. Das ist pauschalisierend, fühlt sich aber für viele tendenziell richtig an – bis Trump den Umkleideraum (der Diskussion) betritt.

Horrortrip nach Griechenland

Um die Erwartungen mancher Leser nicht zu enttäuschen, sei an dieser Stelle erwähnt, dass es tatsächlich Menschen in diesem Raum gab, die

eine waghalsige Flucht hinter sich haben. Seyed ist in einem Boot, das für vier Personen konzipiert war, mit 35 anderen Menschen nach Griechenland übergesetzt. Eine davon war seine Ehefrau. Warum war? Weil dieses Ereignis in der Vergangenheit liegt. Nicht aber die Liebe zu seiner Frau, die an diesem Abend auch hier ist. Sie haben es beide geschafft. Diese Fahrten mögen lebensmüde erscheinen. Das sind sie auch: Müde eines unwürdigen Leben. Details daraus würden die Sensationslust befriedigen, aber das ist nicht das Ziel dieses Textes. Positives Denken macht ohnehin mehr Spass. Daher trifft die Bezeichnung «lebenshungrig» viel besser auf sie zu. Hungrig auf ein Leben in Sicherheit, in dem freies Denken und elegantes Handeln zur hiesigen Gesellschaft passen.



Eine von wenigen «offenen Grenzen» für das Kochteam.

Durchlässigkeit versus Verschlussenheit

Flucht scheint durchaus ein geeignetes Mittel zu sein, um diesen Umständen zu entfliehen. Europäische Grenzen zu überwinden, war einige Monate über bestimmte Routen zwar sehr gefährlich, aber durchaus machbar. Grenzen in den Köpfen zu überwinden, ist hingegen viel komplizierter. Und es ist riskant, weil es erstmal keinen Spass macht, sich auf das Fremde, Ungewisse einzulassen. Es braucht Vertrauen, da spielen Ängste eine Rolle, man könnte enttäuscht werden. Daher ist es oft unmöglich.

Die Flucht gehört zur Vergangenheit. Und obwohl man schon da ist, oder gerade weil, möchte man jetzt auch richtig ankommen. Ankommen in der Schweizer Gesellschaft und ein Teil von ihr sein. Entwurzelt und erschöpft bitten sie um Asyl. Hier beginnt vielleicht der schwierigste Teil ihrer Reise: die Integration in die Gesellschaft. Nicht mehr lebensge-

fährlich, aber lebensentscheidend. Und auch für uns Europäer beginnt hier ein Trip ins Ungewisse: Ist der Islam jetzt mit dem Christentum kompatibel oder ist er das nicht? Müssen Frauen wieder ihre Erwartungen an die Gleichstellung zurückschrauben, damit diese neue Gesellschaftsform funktionieren kann?

Keiner hat gesagt, dass es leicht wird, doch Merkel meinte, wir schaffen das. Wer «wir» sind, was sie mit «schaffen» meinte und was sich hinter «das» verbirgt, weiss bis heute kein Mensch.

Aufnahmefähigkeit

Noch sprechen wir von Integration. Die Diskussion ob 1,5 Millionen Asylsuchende in einer Population von über einer halben Milliarde Europäern Platz haben, brauchen wir geographisch gar nicht zu führen. Sozial jedoch jedenfalls. Und da wird es spannend. Klappt es, dass sich eine

Art des gemeinsamen Miteinanders herausbildet, die funktioniert?

Wichtig wäre es. Weil diese «Flüchtlingskrise» im Prinzip gerade mal eine Trockenübung für den Klimawandel ist. Dieses Merkel'sche Experiment kann uns zeigen, wie viele Asylsuchende eine Gesellschaft verträgt, um sich in sich selbst nicht fremd zu fühlen. Und eben auch wie und ob Intergration mit diversen Gruppen klappt. Man denke nur an die vielen Erdogan-Wähler in Deutschland.

Sollten wir feststellen, dass Integration nur in Inseln der Menschlichkeit wie im Solihaus funktionieren kann und auch dort schon schwierig ist, fällt es schwer relevante Argumente gegen militärisch grenzsichernde Massnahmen an den EU-Aussengrenzen zu finden.

Globale Verantwortung

Die Gebiete aus denen die Grenzgänger kommen, sind unsicher. Auch weil Politiker in der westlichen Welt die falschen Entscheidungen treffen und diese durch wenig bis gar nicht ethisches Wirtschaften verschärft werden. Aber gäbe es dort Sicherheit, könnte man dort auch in Frieden leben. Wenn es jedoch vielerorts zu heiss wird, sind diese Gebiete nicht mehr bewohnbar. Wenn die alle zu uns wollen, sprechen wir nicht mehr von Integration, sondern von einer Verschmelzung der Gesellschaften. Das ist dann der Trip im XXL-Format: Die Völkerwanderung.

Die Eingliederung in Orten wie dem Solihaus kann klappen, auch aufgrund und dank der vielen freiwilligen Helfer. Doch auch deren Kapazitäten haben ihre Grenzen.

Nach oft lebensgefährlichen Reisen über Wasser und Land sind Mohammad, Seyed und Hossein in der Schweiz angekommen – zumindest physisch. Aber nur wenn auch die gesellschaftlichen Grenzen überwunden sind, ist ihre Reise zu Ende. Dafür ist Integration unabdingbar.



Hossein prüft, ob im Esszimmer alles seine Ordnung hat.

Trip ins Innere

Es gibt viele Arten, um mit Stress umzugehen: Die einen erhöhen den Kaffeekonsum, die anderen suchen die innere Stille. Ein Gespräch mit Yogalehrer Stefan Grob zeigt, weshalb letzteres besser ist.



TEXT LEA SCHÜPFER

SINNLOSES Rumsitzen, sich auf keinen Fall bewegen und an ja nichts denken. Umgeben von völlig entspannten Frauen in den 40ern, angeleitet von einem veganen Alt-Hippie. Dass Meditation in der Realität anders aussieht, ist schnell bewiesen. Spätestens, wenn man morgens um sieben Uhr vor Stefan Grob im «Kundalini Yoga mit Fokus auf Meditation» sitzt und dazu aufgefordert wird, im Takt mit den Händen auf den Boden zu schlagen.

Viele Wege führen zum Ziel

Etwas später sitze ich ihm wieder gegenüber, jedoch nicht auf einer Yogamatte im Fitnessraum, sondern in einem Café. Seine fröhliche Art und die gelassene Ausstrahlung zeigt sich auch hier. Was Meditation denn eigentlich genau ist, will ich wissen. «Meditation ist wie eine Insel im Alltag», sagt Stefan Grob. «Dadurch, dass man sich mit nichts beschäftigt, beschäftigt man sich immer mehr mit sich selbst.» Die bewusste Konzentration auf sich selbst ist nicht nur durch Meditation zu erreichen, sondern auch durch Yoga, Tai-Chi, Qi Gong und Kampfsport. Sein ganzes Leben lang habe er schon Kampfsport trainiert. Dabei sei es entscheidend, das Technische mit dem Mentalen zu verbinden. «Ein Mentaltraining erhöht die Aufmerksamkeit und hilft, den Gegner zu antizipieren – das führt schlussendlich zum Erfolg.»

Doch wozu führt die Konzentration auf sich selbst? «Du stärkst das Bewusstsein dafür, was du für eine Person bist, was dir gut tut, was du erreichen willst und was dir wichtig ist im Leben.»

Die «innere Ruhe» als inhaltsloser Trend?

Etwas anders formuliert, steht auf der Website des Unisports: «Der perfekte Ausgleich zum Studium und die ideale Prüfungsvorbereitung.» Geht es also darum, durch Meditation leistungsfähiger zu werden? Der Trend um die Vorzüge der fernöstlichen Lebensweise besteht also nicht aus ernsthaftem Interesse, sondern bloss als Mittel zum Zweck?

Stefan Grob differenziert: Er lobt das vielseitige Sportangebot der Uni. Laut ihm sollten sowieso bereits Kindergartenkinder lernen zu meditieren, denn schlussendlich profitiert die ganze Gesellschaft davon: «Meditation ist auch für die Wirtschaft gut. Was hat ein Unternehmen von einem gestressten Manager? Was bringt es, wenn sich die Leute gestresst fühlen, krank werden und vom Sozialstaat gepflegt werden müssen? Kollateralschäden», beantwortet er die Fragen sogleich selbst. Er, der seit 16 Jahren Geschäftsführer und Inhaber einer Kommunikationsberatungsagentur ist, spricht aus Erfahrung. Seine Erfahrungen in der Wirtschaftswelt vereint Stefan Grob mit

Yoga. So hat er etwa bei einem Kommunikationsseminar die Teilnehmer zu einer dreiminütigen Meditation aufgefordert. Im Anzug und in den Lackschuhen setzten sich diese auf den Boden. Doch statt wie erwartet drei Minuten lang in Starre zu verharren, war voller Körpereinsatz gefragt. Die Teilnehmer mussten mit geballten Fäusten und dem Einsatz ihrer Stimme in die Luft boxen. Eine Meditation, um Ärger loszuwerden. «Erstaunlicherweise kam das gut an, nur einer hat den Raum verlassen», meint Stefan Grob mit einem ansteckenden Lachen. Was er denn denjenigen rät, die immer noch skeptisch sind? «Einfach mal ausprobieren und mitmachen.»

Bild Benjamin Manser



Schätze der Ostschweiz

Auch wenn weisse Strände fehlen: Die Ostschweiz hat einiges zu bieten, wenn man sich von Vorlesungen, Gruppenarbeiten und dezentralen Prüfungen erholen will.



TEXT LAURENCE KAUFMANN

BILDER zvg

Winterlicher Badetraum im Holzfass – mit Fondue

Wir Schweizer machen uns gerne lustig über das hinterwäldlerische Appenzellerland. Doch wer schon einmal dort war, weiss es als historischen Juwel mit einer wunderschönen Landschaft zu schätzen. Zudem sind die Einwohner ganz schön einfallsreich. In Urnäsch findet sich mitten auf einer Kuhweide ein grosses Holzfass, genannt Hotpot. Das warme Quellwasser wird noch mit Brenn-

holz geheizt. Zum Badespass gehört selbstverständlich auch ein Appenzeller Fondue. Bleiben darf man solange man will, auch bis fünf Uhr morgens. Aber Obacht: Ein Bad im Hotpot unter dem Sternenhimmel kann ganz schön romantisch werden. Die Atmosphäre und der Ausblick auf den Säntis suchen dabei seinesgleichen. Mit dem Auto ist man in 25 Minuten dort.



Glacier Express – einmal durch die Alpen

Wer sich einmal die volle Alpentour geben will, der sollte den Glacier Express von St. Moritz nach Zermatt oder umgekehrt nehmen. Die Fahrt im Panoramawagen mit voller Sicht auf die Bergwelt dauert ungefähr acht Stunden, in denen der Zug 291 Brücken überquert und durch 91 Tunnel fährt. Der höchste Punkt der Reise ist der Oberalppass auf 2033 Meter über dem Meeresspiegel. Auch die Albulabahn als UNESCO-Welterbe ist Teil der Fahrt, welche Wow-Momente und tiefe Entspannung verspricht. Doch der Spass ist nicht ganz billig. Eine Fahrt in der 2. Klasse kostet 153 Franken plus 13 Franken Reservationsgebühr. Zusätzlich sind St. Moritz und Zermatt nicht bekannt für ihre kostengünstigen Übernachtungsmöglichkeiten. Wer die Alpenwelt in kurzer Zeit und voller Dosis erleben will, der wird die acht Stunden trotz hohem Preis geniessen. Der Glacier Express fährt seine Strecke wieder ab dem 11. Dezember.

Billigerer Badespass im Säntispark

Wer es gerne etwas billiger und näher hat oder vielleicht auch nur ein paar Stunden der Entspannung benötigt, dem empfehlen wir den Säntispark. Mit dem ÖV ist man in 20 Minuten im Thermalbad und der Eintritt für zwei Stunden beträgt 26 Franken. Für nur 29 Franken kann man sogar vier Stunden im warmen Wasser welken. Wer jetzt sagt, im Säntispark war ich schon hundertmal, das ist ja nichts Neues, der täuscht sich. Ab dem 13. November eröffnet die neue Rutschwelt. Acht neue Rutschbahnen wurden aufgebaut und sind laut dem Säntispark «nichts für Warmduscher.» Von Wildwasserrutschen, zum Sturzflug und bis zu einer Art Halfpipe ist alles dabei. Vor Eröffnung können wir leider noch keinen Erfahrungsbericht präsentieren, aber wir sind zuversichtlich, dass sich ein Besuch im «Ostschweizer Alpmare» für Entspannungssuchende sowie Actionsüchtige lohnen sollte.

Teurer Badespass in Vals

Die Gemeinde Vals im Engadin ist nicht nur berühmt für ihr Valser Wasser, sondern auch für das schicke Thermalbad. In diesem schwimmt ihr – wie ihr vielleicht erraten könnt – im berühmtberühmten Valser Wasser, aber ohne Sprudel. Vor allem Studenten der HSG sollten sich in dem grauen Tetrix-Betonblock aus Valserquarzit wohlfühlen. Die Therme hat das ganze Jahr über geöffnet. Da Besucherzahlen limitiert sind, empfiehlt sich eine Reservation. Mit den Beschränkungen will die Therme verhindern, dass man sich im Becken zu sehr bedrängt fühlt. Denn die Therme ist nichts für breite Massen, der Eintritt für Erwachsene beträgt stolze 80 Franken. Sollte Geld für den HSG-Studenten kein Thema sein, dann kann er sich für 170 Franken auch eine sogenannte Wassermassage gönnen. Hierbei steht der Therapeut in 35 Grad warmem, brusthohem Wasser. Der Gast liegt in der Schwerelosigkeit und wird nach Grundlagen des Shiatsu bewegt, gedehnt und gestreckt.



Grösster Weihnachtsbaum Europas

Zu guter Letzt noch ein Weihnachtstipp: In Bad Ragaz steht der grösste lebende Weihnachtsbaum Europas. Ab dem 19. November erstrahlt der über 40 Meter hohe Mammutbaum wieder in vollem Weihnachtsglanz. Aber auch sonst hat Bad Ragaz einiges zu bieten. Der Kurort wirbt mit mildem Klima und nebelfreier Lage. Vor allem letzteres mag dem vernebelten HSG-Studenten gefallen. Hervorragend entspannen lässt es sich im 36.5 Grad warmen Wasser der traditionsreichen Tamina Therme. Seit 1840 wird das Wasser der Tamina-Schlucht über 4,5 Kilometer nach Bad Ragaz geleitet. Ein Eintritt für zwei Stunden unter der Woche kostet 28 Franken, während Feiertagen oder Wochenende 35 Franken. Die Anreise nach Bad Ragaz mit Zug oder Auto dauert etwa eine Stunde.

Unter dem Viadukt schlitteln

Wer keinen Bock auf Romantik hat, und lieber etwas Action erleben möchte, der liegt bei der Schlittenbahn Preda-Bergün goldrichtig. Sie ist mit sechs Kilometer die längste beleuchtete Schlittenbahn Europas. Bevor man mit dem Schlitten lossausen kann, fährt man mit der Rhätischen Bahn über das 90 Meter hohe Soliser-Viadukt und durch die abenteuerlichen Kehrtunnel des Albulatals. In Preda angekommen, steigt man auf den Schlitten und fährt unter anderem auch unter dem Viadukt hindurch. Nach 400 Höhenmeter erreicht man Bergün, wo die Rhätische Bahn schon wartet, um Unersättliche nochmals zum Start zu bringen. Das Erlebnis macht, nach Meinung der Redaktion, die zweistündige Anreise allemal wert. Schlitten kann man vor Ort mieten. Saisonstart ist am 16. Dezember.





Eine spontane Reise an den Flughafen Zürich

Oftmals planen wir unsere Reisen wochenlang im Voraus und zählen die Tage bis zum Abflug. Dabei freuen wir uns wie kleine Kinder. Doch wie sieht es aus, wenn man einfach mal ganz spontan verreisen will?



TEXT LAURENCE KAUFMANN

Es ist Donnerstagmorgen und ich stehe vor meinem leeren Koffer. Ich habe mich dazu entschieden, einmal ohne jegliche Vorbereitung zu verreisen: Reiseziel unbekannt. Konkret sieht die Challenge folgendermassen aus: Erstens einen Koffer packen, danach an den Flughafen fahren und schliesslich den nächstmöglichen Flug nehmen. So schwierig kann das ja nicht sein. Doch es gibt natürlich ein paar Einschränkungen. Es muss eine mir völlig unbekannte Stadt sein. Ich habe nur drei bis vier Tage frei, deshalb will ich auch nicht mehr als drei Stunden fliegen. Mehr als 250 Franken will ich nicht für die Flüge bezahlen. Ich bin ja schliesslich Studentin und will wis-

sen, ob sich eine solche Spontanreise überhaupt lohnt. Trotz Einschränkungen bin ich optimistisch. Von Oslo über Lissabon bis Istanbul liegen die meisten europäischen Grossstädte innerhalb der Zeitgrenze. Die Preise auf den Internetportalen scheinen auch erschwinglich.

Bikini und Wintermantel

Die erste Hürde liegt im Packen. Die Temperaturen in Europa gehen doch spürbar auseinander. Schlussendlich packe ich von allem ein bisschen ein, vom Bikini bis zum Wintermantel. Mit dem Mischmasch mache ich mich auf die Reise. Weiter als zum Flughafen Zürich komme ich allerdings nicht.

Am Flughafen angekommen, stellt sich mir die nächste Hürde. Wo muss ich denn jetzt hin, um ein Last-Minute oder Standby-Ticket zu bekommen. Meine erste Anlaufstelle ist das Swiss Ticket Büro beim Check-in 2. Meine Logik dahinter ist einfach: Einen freien Platz in einem Flugzeug zu ergattern, das binnen der nächsten Stunden abhebt, ist sicherlich ganz billig. Der Flugesellschaft bringt der freie Platz ja nichts. Ganz nach dem Prinzip der freien Hotelbetten um zwei Uhr morgens.

Voller Vorfreude gleich mein Reiseziel zu erfahren, gehe ich an den Schalter und frage die Frau dahinter, wann und wohin der nächste Flug mit

noch freien Plätzen gehe. Die Dame schmunzelt nur und erwidert, dass ich ihr schon sagen müsse, wohin ich fliegen will. Eine Liste mit freien Plätzen gibt es demnach nicht. Meine Drei-Stunden-Regel hilft leider auch nicht weiter. Tipp 1: Auch für Spontanreisende empfiehlt es sich, die Destination schon vor Abreise zu kennen, oder sich zumindest ein paar Favoriten auszusuchen.

Doch kein Hotelzimmer

Die Frau ist zum Glück geduldig. Zusammen überlegen wir uns Städte, die passen könnten. Es stellt sich ziemlich schnell heraus, dass kaum noch Plätze frei sind. Der Winterflugplan ist ziemlich knapp bemessen. Zusätzlich habe ich wegen meiner morgendlichen Packaktion einiges an Zeit verloren und bin erst am späten Vormittag am Flughafen eingetroffen. Viele Flüge sind schon weg und natürlich muss man mindestens zwei Stunden vorher da sein. Auf meine Frage, ob ich Standby fliegen könnte, lacht sie nur und sagt, dass das vielleicht noch vor 20 Jahren möglich gewesen sei, heute gebe es das aber nur noch für die Mitarbeiter der Fluggesellschaften. Nach etlichen Suchen finden wir schliesslich doch noch einen freien Platz in einem Flug nach Athen. Für Tausend Franken. Auf meine Frage, warum diese letzten Plätze so teuer sind, erfahre ich, dass das Hotelbettenprinzip hier ganz und gar nicht funktioniere. Je näher am Abflug, desto teurer der Sitz. Tipp 2: Am besten mehrere Monate im Voraus buchen, rät mir die Frau am Schalter.

Ja, Papa...

Ich merke, mit Swiss wird das nichts mehr. Als nächstes versuche ich es beim Reisebüro beim Check-in 1. Der Mann hinter dem Schalter ist keineswegs so freundlich und schaut mich eher konsterniert an. Plätze seien keine mehr frei. Auf mein Nachhaken bemüht er sich doch noch an seinen Computer. Während er sucht, erklärt

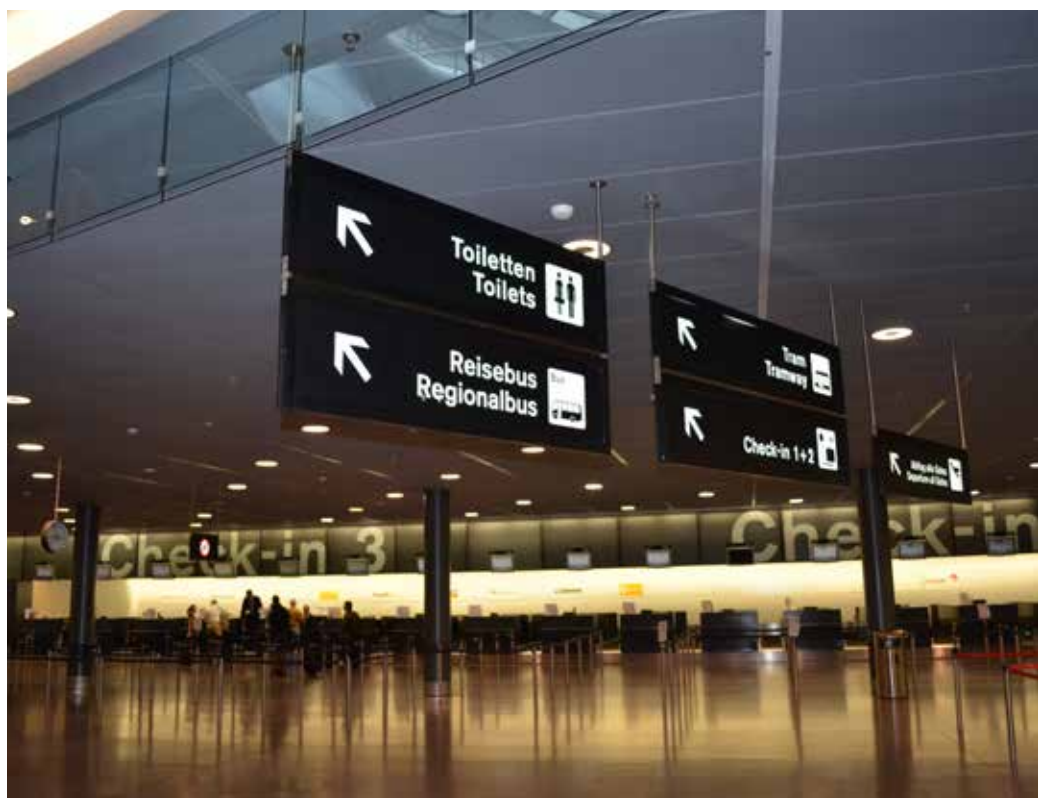
er mir in perfekter Papa-Manier, dass ich doch nächstes Mal vier Wochen vor Abflug die Angebote anschauen soll, denn dann sind diese am zahlreichsten und am günstigsten (Tipp 3). Danach kommen keine Plätze mehr dazu. Sowieso sei es schwierig, so kurzfristig noch etwas für unter einer Woche zu finden. Trotz Standpauke findet er mir dann doch noch einen günstigen Flug nach Antalya in der Türkei. Vor meinem inneren Auge sehe ich schon weisse Strände und blaues Meer und packe mein Bikini unter dem Wintermantel hervor. Mein Tagtraum ist schnell wieder zu Ende, es gibt keinen Rückflug mehr. Kurz spiele ich mit dem Gedanken, aber schlussendlich siegt die Vernunft. Ganz aufgeben will ich aber doch nicht und frage den Mann, ob er mir nicht noch einen Tipp für eine weitere Anlaufstelle hätte. Er rät mir, es doch noch bei den Reisebüros beim Check-in 2 zu probieren.

Internet ist doch billiger

Also nochmals die Treppe hoch. Im Check-in 2 angekommen sehe ich ein verheissungsvolles Schild: Last

Minute Flüge von Ltur. Ein freundlicher junger Mann sitzt hinter dem Schalter und siehe da, die haben sogar noch Plätze frei. Doch auch hier gibt es keine Liste und wir müssen einzeln alle Reiseziele durchschauen. Die billigste Variante, die wir finden, ist Barcelona für 480 Franken, 670 Franken mit Jugendherberge. Die Rückreise ist jedoch erst am Montag. Tipp 4: Am Wochenende sei es immer viel teurer, wenn möglich solle man unter der Woche fliegen, erzählt er mir. Tipp 5: Leise fügt er noch an, dass es deutlich billiger sei, über das Internet zu buchen. Eine Weile liebäugle ich noch mit Barcelona, obwohl es mein Budget deutlich übersteigt. Nach der ganzen Mühsal will ich nicht einfach wieder zurück in den Zug steigen. Zudem hatte ich die ganze Woche eine grosse Klappe und habe allen von meiner superspontanen Reise erzählt. Schlussendlich muss ich einsehen, dass es nicht sein soll. Zumindest habe ich etwas gelehrt. Tipp 6: So ganz spontan ohne jeglichen Plan lohnt es sich nicht, weder zeitlich noch finanziell.

Bild zvg



Berauscht mit Hustensaft

«Purple Drunk», «Dirty Sprite Macht» und «Makka» machen ihre Runden nun auch in den Zimmern Schweizer Jugendlicher.

TEXT ANDJELKO TOPIC

BILD JOHANNES KAGERER

VOR den Apotheken und Drogeriemärkten spielen sich dramatische Szenen ab. Hustende Jugendliche kommen vorbei und verlangen nach einem Stoff, der dieselben Effekte und Auswirkungen haben soll, wie das allseits berüchtigte LSD. Ein Opiat, das in einem ganz gewöhnlichen Mittel enthalten ist, schickt täglich Dutzende von Minderjährige ins Nirwana. Seitens Suchtzentren und ehemaliger Betroffenen wird beklagt, dass Gesundheitsbehörden, Jugendämter und Schulen meistens zu spät reagieren.

Ein teuflisches Duo

Bei dem berühmt berüchtigten Codein handelt es sich um ein Opiat, das in einem ganz gewöhnlichen Haushaltsmittel, nämlich Hustensaft, enthalten ist. Längst haben Teenies diese leicht erhältliche Partydroge entdeckt. Hustensaft-Hersteller generieren abseits der Grippezeit kräftig Umsatz damit. Meistens wird das dickflüssige Liquid mit Sprite oder Alkohol gemischt, das daher bei Insidern auch unter dem Namen «Purple Drunk» oder «Dirty Sprite» bekannt ist. Die darin vorhandenen opiatischen Substanzen versetzen den Benutzer in einen rauschähnlichen Zustand.

Vor allem das überdosierte sehr psychoaktiv wirkende Dextromethorphan löst starke Halluzinationen aus. Bereits in den 90er Jahren war das Problem weit verbreitet, als sich tausende von Jugendlichen mit Bexin-Tropfen in neue Dimensionen beförderten. Ausschlaggebend dafür, weshalb Hustensaft als Rauschmittel bis heute noch

hohe Popularität genießt, ist unter anderem, dass derartige Arzneimittel im Unterschied zu fast allen anderen Drogen in Apotheken ohne ärztliche Verordnung legal erhältlich, kostengünstig und von guter pharmazeutischer Qualität sind. An einem Missbrauch von Hustensaft sind laut ver-

schiedener Suchthilfeberatungsstellen in ganz Europa hauptsächlich experimentierfreudige Jugendliche und teilweise auch Drogenabhängige interessiert. Die Folgewirkungen werden dabei völlig ignoriert.

Situation in der Schweiz

In der Schweiz ist «Makka» – so nennen viele Schweizer Jugendliche den häufig verwendeten Hustensaft Makatussin – am weitesten verbreitet. Die Apotheken in den grösseren Schweizer Städten haben bereits reagiert und verlangen von Jugendlichen ohne Rezept einen Ausweis. Daraufhin werden ihre Daten gespeichert und sie können sich erst nach einem Monat Wartefrist wieder am selben Ort ein Fläschchen des schleimlösenden Hustensaftes kaufen. So ziehen die Jugendlichen meist von Apotheke zu Apotheke, immer mit einem furchtbar falsch inszenierten Husten, um an ihren Stoff zu kommen. «Einige Apotheken haben gewisse Produkte schon aus dem Sortiment genommen, weil sie verdächtig häufig von Jugendlichen nachgefragt wurden», erklärt ein Sprecher der Suchtprävention Zürich in einem Zeitungsinterview. Eine weitere Massnahme der Schweizer Apotheken spiegelt sich in der neuen Verkaufspolitik von Hustensaft wieder. Von Kunden ohne Rezept werden inzwischen drei Franken mehr verlangt. Der Mehrerlös geht an eine Suchtpräventionsstelle oder Streetworkzentren.

Nimmt man den Stoff nach zeitlich länger andauerndem Konsum nicht mehr zu sich, folgen Entzugsserscheinungen wie Kopfschmerzen, Krämpfe und Übelkeit. Ein Entzug von Codein könne schmerzhafter und länger als ein Heroinentzug sein, meinen Streetworker, Mediziner und ehemalige Drogensüchtige. Doch auch ein einmaliger Konsum birgt viele Risiken. Bei gleichzeitigem Alkoholkonsum ist die Gefahr für Tod durch Atemstillstand sehr hoch. Denn beide Stoffe, sowohl Codein als auch Dextromethorphan, wirken bremsend auf diverse Körperfunktionen. Hoch dosiert könnten sie auch einen Herzstillstand verursachen. Wer die Stoffe über eine längere Zeit zu sich nimmt, dem drohen ausserdem Impotenz und Unfruchtbarkeit.



Heilig oder scheinheilig

Sich um das Wohl anderer zu kümmern, gewinnt in der westlichen Welt vermehrt an Ansehen und Gefolgschaft. Doch was steckt dahinter – die hochgelobte Nächstenliebe oder doch nur purer Egoismus?

TEXT LISA REBMANN

ILLUSTRATION LARISSA STREULE

EIN markantes Beispiel für Altruismus, welches der (Evolutions-)Forschung Kopfzerbrechen bereitet, ist der US-Amerikaner Wesley Autrey: Dieser sprang im Jahr 2007 vor den Augen seiner beiden kleinen Töchter auf die U-Bahngleise, um einen, ihm komplett fremden Menschen vor dem einfahrenden Zug zu retten. Doch wie lässt sich das mit Darwins Evolutionstheorie vereinbaren? Auf den ersten Blick: gar nicht. Die Gefährdung des eigenen Lebens zu Gunsten eines völlig Fremden geht gegen die eigene Überlebensstrategie. Es entsteht kein direkter Vorteil aus einem solchen Verhalten. Weder für Wesley selbst noch für seine nächsten Verwandten. Ebenso wenig verschafft es einem Studenten einen evolutionstechnischen Nutzen, wenn er einer älteren Dame über die Strasse oder mit den Einkäufen hilft.

Materialismus, Selbstbezogenheit und Geldgier, welche auch in der heutigen Gesellschaft noch ihr Unwesen treiben, passen deutlich besser zur Evolutionstheorie. Doch irgendwie muss sich das kooperative Verhalten und auch die Fähigkeit zu Mitgefühl und Solidarität in der Evolution des Menschen bewährt haben: Schliesslich haben sie es wiederholt durch den Selektionsprozess hindurch bis in die moderne Zeit geschafft. Durch soziales Verhalten müssen daher Vorteile entstehen, damit dieses mit dem Darwinismus vereinbar ist. Ist Altruismus somit in Wahrheit nichts weiter als getarnter Egoismus?

Ego-Altruismus

Oftmals sind Mischungen dieser beiden Formen anzutreffen. Diese Gefühle werden als ego-altruistisch bezeichnet. Die Konstellation kann stark variieren. Sie reicht von Fällen, in welchen der Egoismus überhand gewinnt bis hin zu jenen, in welchen die egoistische Freude von der altruistischen Befriedigung überflügelt wird. Der erste Fall kommt zustande, in dem beispielsweise jemand finanzielle Unterstützung leistet, ohne durch den Mittelabfluss einen Nachteil in Kauf nehmen zu müssen. Belohnt wird das Verhalten durch die Freude des Empfängers, wodurch der Wohltäter positiv belohnt wird. Der zweite Fall tritt auf, wenn bei der helfenden Person ein spürbarer Nachteil ent-

steht. In dieser Konstellation überwiegt das altruistische, egoistische Gefühl. Ein Rest an Egoismus bleibt jedoch vorhanden.

Gibt es denn überhaupt so etwas wie puren Altruismus, der ohne jedweden eigennützigen Hintergedanken zustande kommt? Ist es überdem wichtig, das altruistische Taten komplett «unegoistisch» sind, um als solche bezeichnet werden zu dürfen?



VINCENT KAUFMANN

DIREKTOR AM INSTITUT FÜR MEDIEN- UND
KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFTEN



«In Berkeley begraben werden, wollte ich nicht»

Vincent Kaufmann erzählt über den Vergleich zwischen der HSG und Berkeley, seine Studienzeit in der post-68er-Ära und den Wunsch, sich immer weiterzuentwickeln.



INTERVIEW AMELIE SCHOLL

An einem regnerischen Nachmittag im Oktober treffen wir Vincent Kaufmann in einem Café in St. Gallen. Er hat uns Fotos von seinem Zuhause in der Nähe von Genf mitgebracht, wo er seine langen Wochenenden verbringt. Ganz nach St. Gallen zu ziehen, war für ihn keine Option: «St. Gallen ist eine schöne Stadt – vor allem, wenn man nicht dauernd hier ist», lacht er.

Von Berkeley nach St. Gallen

Diese Erfahrung habe er aber auch an der University of California gemacht, denn Berkeley sei nie so schön, wie wenn man nicht bleiben müsse: «Der Mythos Berkeley hat sich einfach irgendwann erschöpft, dann klaffen Erwartung und Wirklichkeit zu weit auseinander.» Kaufmann hatte das Gefühl, in einer abgeschnittenen Welt zu leben, in der sich die Akademiker, insbesondere jene, die aus dem Ausland in die USA gekommen waren, nur untereinander austauschten und sich mit der Gesellschaft ausserhalb der Uni kaum vermischten. Es sei schwer gewesen, aus dieser Situation auszubrechen, und so entstand das Gefühl ausschliesslich Akademiker zu sein, und sonst nichts: «Das macht man, bis man stirbt, aber in Berkeley sterben und begraben werden, wollte ich nicht.»

Als Akademiker sieht sich Vincent Kaufmann selbst nicht: «Ich habe jahrelang nicht bemerkt, dass ich angeblich in der Wissenschaft sein soll – ich habe Bücher geschrieben, aber für mich sind das eher Essays. Meine Vorbilder sind eher Autoren als Akademiker, so wie Roland Barthes und Michel Foucault.» Er selbst würde sich als Essayist bezeichnen. Professor und Institutsleiter ist er trotzdem sehr gerne. Aber sein Werdegang sei wahrscheinlich jungen Kulturwissenschaftlern, die heute in die Forschung einsteigen, nicht unbedingt zu empfehlen.

Revolutionär, Regisseur... Professor

Um Vincent Kaufmanns Werdegang zu verstehen, muss man die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigen. Er machte 1973 in einer «post-68er-Atmosphäre», wie er sie nennt, seine Matura. Zu dieser Zeit habe ein Übergang vom politischen zum kulturellen Aktivismus stattgefunden. «Für die klassischen linksextremen Bewegungen bin ich etwas zu spät gekommen», lacht Kaufmann. Der Entscheid, in Genf Literatur zu studieren, sei dennoch mit einer vagen politisch-kulturellen Perspektive verbunden gewesen: «Die Idee war eigentlich: Man muss sich mit Kul-

tur beschäftigen, weil man damit die nächste grosse Revolution mit vorbereiten könne.» Mit diesem Anspruch habe er sein Studium aufgenommen. Mit der Zeit verblasste dieser aber, Kaufmann nahm sich viel Zeit für sein Studium, das er zu diesem Zeitpunkt als Vorbereitung und Grundlage für eine weiterführende Theater- oder Filmschule sah. Denn der Professor wollte ursprünglich Regisseur werden. «Ich musste dann aber feststellen, dass man nicht einfach so Filmregisseur wird und dass ich, was Theater und Schauspiel angeht, überhaupt nicht begabt bin.» Gleichzeitig habe er sich für die Inhalte seines Studiums immer mehr begeistert, so dass er sich entschied, tiefergehend zu forschen und seine Dissertation zu schreiben.

Der HSG-Effekt

«Als Kulturwissenschaftler in St. Gallen ist man entweder in einer Situation, in der man bedauert, dass man nicht an einer richtigen philosophischen Fakultät ist, oder man passt sich an, versucht, sich mit den Kernfächern auseinanderzusetzen und wird vielleicht auch noch unternehmerisch – das habe ich jedenfalls gemacht.» So hat er seit der Aufnahme seiner Tätigkeit an der Universität extern verschiedene Projekte angestossen und begleitet unter

anderem das Netzwerk Film CH, oder die Académie du Journalisme et des Médias an der Universität Neuenburg. Sein letztes, gerade jetzt abgeschlossenes Projekt am MCM ist die Bux App, die es erlaubt, anhand von Augmented Reality literarische Werke bei Spaziergängen durch Zürich selbst zu erleben und zu erkunden. «Wir greifen damit den Situationismus auf, eine avantgardistische Bewegung in den 50er- und 60er-Jahren, die dieses «Stadt-Drifting» erfunden haben: Man spaziert durch die Stadt und ist offen für alles, was man dort wahrnehmen kann, sozusagen. Erlebte Poesie der Stadt.» Diese Weiterentwicklung vom Theoretischen ins Unternehmerische mit der Gründung einer GmbH namens New Babylon Creations findet Kaufmann wichtig und spannend. Erst kürzlich, bei einem weiteren Aufenthalt an der Yale University, sei ihm aufgefallen, wie wenig sich dort im Laufe der letzten zwanzig Jahre verändert habe und dass alle Akademikerkollegen im Prinzip das gleiche täten wie schon zu Beginn ihrer Karriere. Kaufmann selbst kann sich damit nicht identifizieren: «Ich habe immer neue Sachen ausprobiert und mich nie als Spezialist für genau ein Thema etabliert – so möchte ich es auch weiterführen.»

Immer wieder in die USA

Unmittelbar nach Abgabe seiner Dissertation nahm Vincent Kaufmann nacheinander Stellen als Visiting Assistant Professor an der University of Michigan, UC Berkeley und an der Johns Hopkins University in Baltimore an. «In die USA zu gehen war einerseits ein Traum und mit sehr viel Prestige verbunden, andererseits gehörte es in meinem beruflichen Milieu dazu», erzählt er. Viele der europäischen (vor allem französischen) Theoretiker mit Fokus auf die Avantgarden, Anhänger der sogenannten «French Theory» waren zu dieser Zeit in den USA sehr präsent. Da habe er dann auch hingewollt, um mittendrin zu sein, schmunzelt Kaufmann. «Ich habe das nie bedauert. Man lernt unglaublich viel und schnell, wenn man sich in so

eine total andere Situation versetzen muss.» So nahm er eine Professur in Berkeley an.

«Die HSG ist im Vergleich zu anderen Unis besonders»

Zwischen den Kulturen an den Universitäten in den USA und der Schweiz sieht der Professor grosse Unterschiede. «So grosse, dass ich mir erst mal überlegen muss, was die Gemeinsamkeiten sind», sagt er. Die HSG sei auch im Vergleich zu anderen Schweizer Universitäten sehr atypisch. Die Dozenten und Professoren würden hier eine Freiheit geniessen, die Vincent Kaufmann unglaublich schätzt. Dadurch gebe es kaum interne Machtkämpfe sondern ein konstruktives Klima der gegenseitigen Unterstützung. «Ausserdem ist das besondere an St.Gallen die Qualität der Studenten. Andererseits ist es hier so, dass die Perspektive der Studenten sehr funktionell ist: Sie machen, was sie machen müssen, und nicht viel mehr oder viel Anderes.» Das sieht Kaufmann kritisch, wobei er sich auch bewusst ist, dass diese Veränderung sich wahrscheinlich nicht nur an der HSG vollzogen hat, sondern der heutigen Zeit geschuldet ist. Als er studiert habe, sei das anders gewesen, ungefähr achtzig Prozent seiner Arbeit für das Studium, schätzt Kaufmann, sei freiwillig gewesen: «Das meiste, das ich gelesen habe, musste ich nicht lesen.» Er will dies aber nicht als Vorwurf ver-

standen wissen. Diese Veränderung, erklärt er, habe sicher auch mit dem Druck zu tun, unter dem die Studenten heute stehen, wodurch die intellektuelle Neugierde oft ein wenig zu kurz kommt.

Unkonventionelle Methoden

Diese hat Kaufmann für sich behalten. Er spielt gerne mit den Medien und hält ihnen den Spiegel vor. Dafür wählt er oft auch unkonventionelle Methoden, schreibt vielleicht Abhandlungen über Autoren, die es gar nicht gibt, aus Spass oder um zu demonstrieren, dass Systeme nur funktionieren, weil man daran glaubt. Oder er veranstaltet eine Podiumsdiskussion zum Thema Plagiat mit Helene Hegemann, die mit der Kontroverse um ihren Roman Axolotl Roadkill viel Aufsehen erregte, lässt für sie aber auf der Bühne eine Schauspielerin auftreten und treibt damit den eigentlichen Diskussionsgegenstand auf die Spitze. «Faszinierenderweise sind wir damit, wie damals schon Helene Hegemann, tatsächlich durchgekommen.» Trotz der grossen Medienpräsenz, die die Autorin damals genoss, habe von allen zweihundert Diskussionsteilnehmern und Zuschauern zu seiner Verwunderung nur eine Person das Spiel durchschaut, erklärt er. Die sei jetzt auch Geschäftsführerin von New Babylon Creations geworden – vielleicht nicht ganz ein Zufall.

Bilder zvg





Per Autostopp um die Welt

Seit fast siebzehn Monaten ist der 28-jährige Thomas Schlittler auf Weltreise. Das Gespräch führen wir über Skype. «Ich habe gerade zuverlässiges Wifi.» Wenn man per Autostopp um die Welt reist, ist das nämlich nicht selbstverständlich.



INTERVIEW AMELIE SCHOLL, JONAS STREULE

BILDER THOMAS SCHLITTLER

KANADA, schreibt der Journalist in seinem Blog bei Watson, sei der Geburtsort seines Autostopp-Traums. 2008 trampelte er für zweieinhalb Monate durch den Westen des Landes. Hier wurde sein Traum, die ganze Welt zu bereisen, geboren. Und gerade ist er wieder dort, in Victoria, auf Vancouver Island. «Über die letzten 17 Monate bin ich von der Schweiz per Autostopp nach China gereist und von dort dann mit dem Frachtschiff hierher.» Die Route stand nicht von Anfang an fest. «Generell hatte ich die Route sicher im Kopf, aber ich habe sie auch zigtausend Mal geändert.» Für jeden

Tag setzt sich Thomas ein Tagesziel, bis wohin er es am Abend geschafft haben will. «Aber oft geht es auch in eine andere Richtung oder ich gehe mit jemanden mit, der mir etwas erzählt, das ich unbedingt noch gesehen haben muss.» Das Ziel der Reise sei es ja nicht – im Sinne von «In 80 Tagen um die Welt» – die Welt möglichst schnell zu umrunden, oder zu beweisen, dass dies per Autostopp möglich wäre, sondern auch wirklich etwas zu sehen und zu erleben. Insgesamt hat Thomas so rund 49 000 Autostopp-Kilometer zurückgelegt und 37 Länder bereist.

Ursprünglich sei der Traum, per Autostopp um die Welt zu reisen, mit 19 entstanden, als er zum ersten Mal in Kanada war. Damals erlebte er, wie schön das Reisen als Anhalter war, wie oft er eingeladen wurde und wie viele tolle Leute er kennenlernte. «Da wurde mir klar, ich will das machen: per Autostopp um die Welt.» Thomas schloss aber zunächst sein Studium ab und arbeitete drei Jahre, um sich die Reise finanzieren zu können. «Und jetzt war es einfach Zeit. Seit ich 19 war, habe ich darauf gewartet.» Heute ist Thomas bereits von circa 630 verschiedenen Fahrern mitgenommen worden.



Reisen heisst Menschen treffen

Bis jetzt ist Thomas nach eigenen Angaben bereits unzähligen Menschen begegnet, meistens sind dies seine Fahrer. «Davon war der Gross- teil sehr sympathisch. Es braucht schon einen gewissen Wesenszug, damit jemand einen männlichen Tramper mitnimmt.» Trotzdem hat er auf diesem Wege schon die unterschiedlichsten Leute kennengelernt: «Reich, arm, dick, dünn, jung, alt – es gibt eigentlich nichts, was es nicht gibt!» Oft führt während des Gesprächs im Auto eines zum andern und Thomas hat gleich schon die nächste Übernachtungsmöglichkeit und ein warmes Abendessen. Es gäbe Regionen, in denen er fast immer bei seinen Fahrern schlafen konnte. Vor allem in der Türkei und im Iran seien die Menschen unglaublich gastfreundlich.



«Mit Händen und Füssen reden ist anstrengend»

Die grösste Hürde auf seiner Reise sei klar die Sprache, so Thomas. Bei den meisten seiner Übernachtungsmöglichkeiten wurde er mit einer beeindruckenden Gastfreundschaft aufgenommen, konnte sich aber oft nicht verständigen. «So ist es eben ein Reden mit Händen und Füssen, und das ist auf Dauer manchmal anstrengend.» Deshalb übernachtet er regelmässig auch in Hostels und Jugendherbergen. In Südkorea, Japan und Kanada war er ausserdem viel zelten.



Mulmiges Gefühl? Selten.

Es kam durchaus auch schon zu mulmigen Gefühlen, wenn die Verständigung über das Ziel der gemeinsamen Autofahrt nicht ganz geklappt hat, und der Fahrer plötzlich in irgendeinen Hinterhof abbiegt. «Es hat sich aber dann herausgestellt, dass er nur noch schnell einen Verwandten unterwegs besuchen wollte. Zum Glück. Das Gefährlichste sei oft der Fahrstil seiner Reisebekanntschaften.



ten, lacht Thomas. Dementsprechend fällt auch seine Kritik an der herrschenden Meinung betreffend des Trampens aus. «Wir haben oft viel zu viel Angst.» Das Gegenteil sei eher der Fall: Wenn Thomas in eine Region kommt, wo selten bis gar nie Touristen aufkreuzen, wird er mit offenen Armen und viel Interesse an seiner Person und seiner Herkunft empfangen. Thomas hat aber auch eine gewisse Sensibilität entwickelt: «Manchmal erzähle ich nicht, wie lange ich schon unterwegs bin. Ich will den Menschen nicht unseren europäischen Reichtum vorführen. Das scheint mir nicht angebracht.» Die Reise hat ihm nochmals verdeutlicht, welche bedeutende Rolle in unserem Leben der Zufall einnimmt, wenn es darum geht, wo auf der Welt wir geboren werden und was für ein Privileg es ist, in der reichen Schweiz geboren worden zu sein.

Vorurteile abbauen

Reisen helfe, Vorurteile abzubauen, erzählt Thomas. Der Iran zum Beispiel habe bei uns im Westen oft einen sehr schlechten Ruf als zurückgebliebenes Land. So habe er das aber nicht erlebt, denn zumindest die urbanen Gegenden, in denen Thomas war, haben ihn hinsichtlich ihrer Offenheit und Progressivität überrascht. Letztes Jahr habe er seinen Geburtstag in Teheran gefeiert, wo ein Freund für ihn eine Überraschungsparty organisiert hat.

«Wir waren zwölf Frauen und ein paar Männer – ich hatte noch nie so viele Frauen an meinem Geburtstag.», lacht Thomas. Auch Alkohol habe auf der Party nicht gefehlt. Jeder der eingeladenen Gäste brachte illegalen selbstgemachten Wein mit. Aber das zeige eben, dass das Bild, das man im Voraus von einer Gesellschaft oder einer Kultur hat, nicht immer der Realität entspricht.

Sparsam reisen und sich dennoch etwas gönnen

Für seine Weltreise hat Thomas drei Jahre lang gespart, zudem erhält er eine Vergütung aus seinem Engagement als Travel Blogger bei Watson. Er hat sich im Schnitt ein Budget von circa 50 Franken pro Tag gesetzt – in Asien ein bisschen weniger, in Nordamerika ein bisschen mehr. Insgesamt plant er so, circa zwei Jahre unterwegs zu sein. «Ich schaue aber auch manchmal etwas an, egal was es kostet. Zum Beispiel eine Gletscher-Tour mit dem Schiff in Alaska oder eine Ballonfahrt, auch wenn das dann 100 Dollar kostet.» Das wolle er sich nicht nehmen lassen.

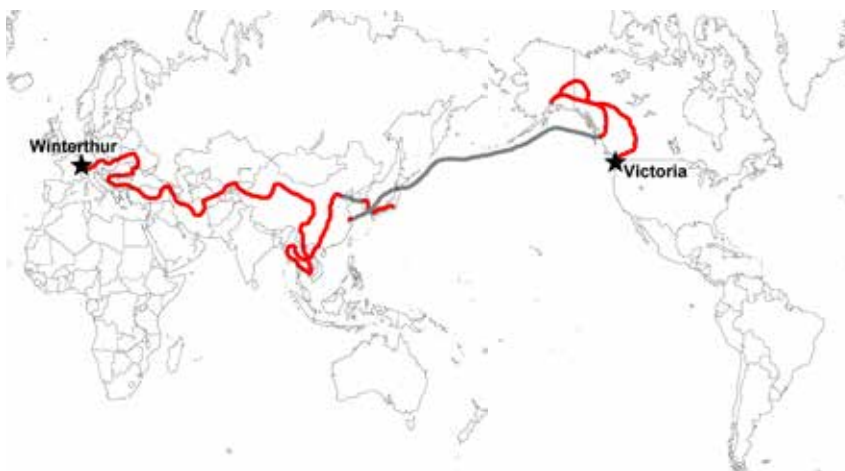
Der Kontakt nach Hause

Die nächste Etappe wird Thomas von Kanada in die USA führen, wo er in San Francisco seine Freundin trifft. Sie war mit Thomas bereits

zwei Monate in China unterwegs und hat nun ebenfalls gekündigt, um gemeinsam mit ihm die letzten acht Monate durch Zentral- und Südamerika zu reisen. Ausserdem haben ihn in Alaska zum ersten Mal seit 17 Monaten seine Eltern besucht. «Es tut schon gut, seine Liebsten nach so langer Zeit wieder zu sehen.» Auch seine Kolumne zu schreiben, hilft ihm, seine Gedanken zu ordnen und zu verarbeiten: «Manchmal sitze ich da und blicke zurück, denke an die ganzen verrückten und spannenden Leute, die ich kennengelernt habe, und dann überwältigt es mich manchmal, wo ich mich gerade befinde und wie ich dort hingekommen bin.»

Die Reise neigt sich langsam dem Ende zu

Im Juli oder August nächsten Jahres plant Thomas mit seiner Freundin wieder in der Schweiz anzukommen. Den sesshaften, geregelten Lebensstil vermisst er eigentlich nicht. «Aber natürlich die Leute. Ich würde gerne einfach mal wieder mit guten Freunden ein Bierchen trinken gehen.» Auch weiss er, dass der Wiedereinstieg in das Berufsleben sicher nicht einfach sein wird, nachdem er jetzt so frei und ohne Zeitdruck in jeden Tag hinein leben konnte. «Vielleicht wird mir auch unglaublich langweilig werden. Beim Reisen erlebt man einfach so viel, und beim Reisen per Autostopp erlebt man noch mal mehr!»



Folge Thomas auf seinen Abenteuern unter:

<http://www.watson.ch/Per+Autostopp+um+die+Welt>

Was ist deine härteste Droge?

UMFRAGE/BILDER ANDRÉ UND BERL

Victoire



«Meine schlimmste Droge war Weed. Vor drei Jahren haben ich eine sehr schlechte Erfahrung gemacht. Als ich nach Holland gefahren bin, haben wir dort mit anderen Studenten ein wenig geraucht. Daraus wurde ein wirklich schlimmer Trip. Ich erinnere mich nicht mehr, was genau passiert ist. Aber als ich zwei Monate später erneut lediglich zweimal einen Zug genommen habe, war ich benommen und für die nächsten zwei Wochen niedergeschmettert. Ich habe die Wirkung jeden Tag verspürt. Ich hatte grosse Angst. Danach hat es sich beruhigt, aber manchmal kam es wieder. So erging es mir zwei Monate lang.»



Quentin



«Meine härteste Droge ist der Kontakt über Skype mit meiner Freundin. Ich habe sechs oder acht Monate lang kaum mehr als vier Stunden Schlaf gefunden. Ich rede über alles mit ihr. Der Rekord liegt dabei bei acht Stunden. Immer wenn ich die Wahl habe zwischen Lernen oder mit der Freundin skypen, entscheide ich mich für das Zweite. Daraus folgt eine unerträgliche Dauermüdigkeit.»



Oleg



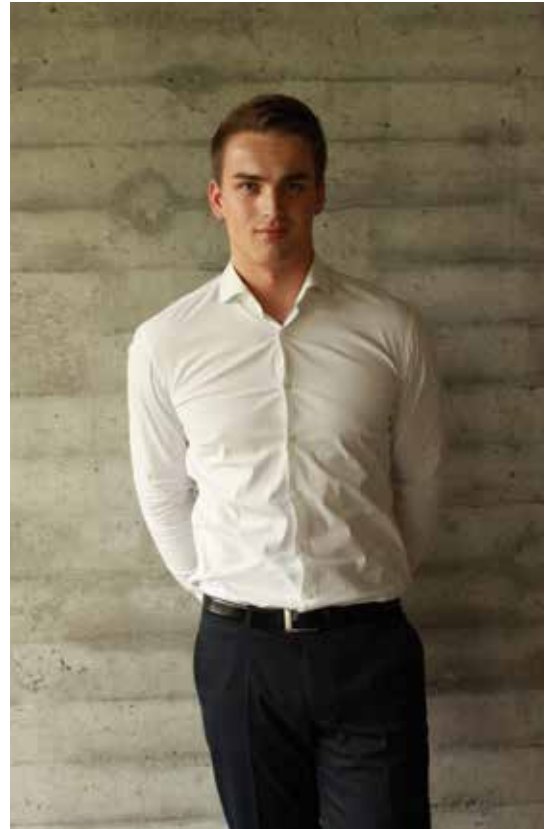
«Wir waren mit einer Gruppe in Amsterdam, einer hat ein Haus bei den Kanälen gemietet. Wir haben alles ausprobiert, was die Stadt zu bieten hatte. Wir waren überwiegend bekifft. Die Eigenheit von Amsterdam ist, dass es sehr einfach ist, sämtliche Drogen zu finden. In einer Nacht haben wir zu viert 24 Biere getrunken, Marihuana geraucht, Brownies gegessen und Southpark geschaut. Dann dachten wir, dass Pilze eine gute Idee wären, als ein Kollege plötzlich aufgesprungen ist und gemeint hat, dass Cartman ihn verfolge. So rannte er in der Küche herum – allerdings rannte er sehr langsam.»

Sarah

«Meine härteste Droge ist das Organisieren. Ich mache es oft, wenn ich alleine oder gelangweilt bin. Es ist etwas, wo ich mich gänzlich verlieren kann und wozu ich mich hingezogen fühle. Manchmal komme ich an einen Punkt, an dem ich genervt von alten Sachen bin und neue Sachen machen muss. Es ist wie ein Reinigungsritual und das macht mich abhängig.»

**Jonas**

«Mein grösster Trip ist, wenn ich ins Unigym gehen kann und intensiv Sport betreibe, damit ich eine Abwechslung von einer langen Vorlesung an der Uni habe. Das Gefühl danach ist wie eine Droge für mich.»

**Fabrizia, Manuela**

«Unsere grösste Droge ist das Onlineshopping. Wir können nicht genug davon bekommen, etwas zu bestellen. Die Auswahl ist auch grösser. Der Nachteil ist, dass sich die Lieferpakete türmen, man nicht mehr weiss wohin mit dem Ganzen. Es ist schrecklich. Das Schlimmste ist jedoch, wenn es keine Sachen in der richtigen Grösse mehr gibt. Dann ist das Herz gebrochen.»

Chloé

«Meine grösste Droge ist der Schlaf. Ich brauche davon mindestens acht Stunden pro Nacht, sonst kann ich nicht leben. Wenn ich davon zu wenig bekomme, ist die typische Entzugserscheinung eine sehr, sehr schlechte Laune.»



Wertvolle Praxiseinblicke mit dem HSG Entrepreneur's Circle

Mit Dr. Patrick Stach hat die SHSG über eine neue Kollaboration gesprochen, welche den Studenten Einblicke in die Tätigkeiten von Unternehmern gewähren soll.

TEXT DRAGANA RADOVANOVIC/SHSG

ZUSAMMEN mit Dr. Patrick Stach, der HSG-Gründergarage und dem Universitätsrat lanciert die SHSG ein neues Projekt: den Entrepreneur's Circle. Dabei werden regelmässig Events organisiert, an denen Studierende von ehemaligen HSGlern und heutigen Top Shots der Wirtschaft wertvolle Praxiseinblicke erhalten. Die Führungskräfte erzählen von ihrem Weg und stehen Red und Antwort. Wir trafen einen auskunftsfreudigen Stach in seiner Anwaltskanzlei in St. Gallen, um mehr über die Idee zu erfahren.

Herr Stach, weshalb braucht die HSG einen Entrepreneur's Circle?

Patrick Stach: Beim Entrepreneur's Circle geht es darum, den Studierenden die wertvollen Praxiserfahrungen heute erfolgreicher HSG Absolventen näher zu bringen. Es sind Menschen, die inhaltlich etwas bewirkt haben, die ihren persönlichen Werdegang aufzeigen. Es darf mit charismatischen Rhetorikern aus verschiedenen Industrien gerechnet werden, welche über Do's and Don'ts berichten und so zeigen, dass der Weg zum sichtbaren Erfolg auch von weniger sichtbarem

Misserfolg begleitet wird. Die Interaktion und der Austausch zwischen Alumni und Studierenden steht im Vordergrund dieser Veranstaltungen. Jeder Studierende darf persönliche Interessen einbringen und so maximal lernen können.

Was war Ihre Motivation, eine derartige Initiative zu starten?

Mit dem Entrepreneur's Circle sollen mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen werden. Als Student hat mir oft der Praxisbezug gefehlt. Die meisten werden das kennen; die Vorlesungen lässt man gut und gerne sausen und die Bücher können, wenn überhaupt, auch zu Hause gelesen werden. Ich persönlich habe aber zum Beispiel die Übungen nie ausgelassen. Ausserdem beobachte ich, dass in Stellenanzeigen nach FH/Uni Absolventen zugleich gesucht wird. Ich fragte mich, wie dies sein könne, wo an der Universität das Akademische im Vordergrund steht, an einer Fachhochschule aber eher das Praktische. Headhunter meinten dann zu mir, dass genau dieser Praxisbezug gesucht wird, weshalb FH-Studierende durchaus auch bei akademi-

scheren Stellenausschreibungen sehr gute Chancen haben.

Die HSG hat auf der anderen Seite viele erfolgreiche Leute hervorgebracht. Diese wollen oft etwas an die Universität zurückgeben. Dementsprechend einfach fiel es mir, interessante und interessierte Ehemalige als Redner oder Rednerinnen zu gewinnen. Derartige Konzepte sind an anderen Top-Universitäten wie der amerikanischen Universität Harvard bereits gang und gäbe und werden dort rege genutzt.

Was sind Entrepreneurs für Sie?

Entrepreneurs sind für mich Leute, die ein Unternehmen weitergebracht haben. Über das heute gängige Verständnis von Garagentüftlern hinaus sind das in meinen Augen Macher-Persönlichkeiten. Genau diese holen wir zurück an die HSG. An unserem ersten Event dürfen wir Dr. Daniel Model empfangen. Der ehemalige HSGler ist heute CEO der Model Holding AG, ein Unternehmen, das Verpackungslösungen aus Well- und Vollkarton anbietet. Es beschäftigt über 3000 Mitarbeiter und erwirtschaftet 2015 einen Umsatz von über 600 Millionen Franken. Am

zweiten Event wird HSG Alumnus Pierin Vincenz, ehemaliger CEO der Raiffeisen Schweiz, unser Gast sein. Auch HSG Alumni Urs Wietlisbach, Mitbegründer der Partners Group, eine auf Eigenkapital spezialisierte, international tätige schweizer Vermögensverwaltungsgeschäft, wird referieren.

Wenn Sie an Ihre HSG-Zeit zurückdenken und heute im Universitätsrat sitzen, fällt Ihnen da etwas auf?

Vor 30 Jahren war die Universität mit etwa 2500 Studierenden noch persönlicher und kleiner. Damals waren es damals etwa 95 Prozent Männer und 5 Prozent Frauen, und diese wenigen Frauen waren dann auch ziemlich Streberinnen (lacht).

Der HSG Spirit aber ist geblieben. Ich finde diesen unglaublich faszinierend und setze mich daher mit Herzblut für dessen Erhalt ein.

Was meinen Sie, wenn Sie von HSG-Spirit reden?

Die Universität stellt für uns alle etwas anderes dar, und doch gibt es gewisse Dinge, die alle HSGler verbindet. Der HSG-Spirit ist eines dieser Dinge. Damit meine ich das studentische Engagement während des Studiums und die Verbundenheit, die auch danach bleibt. Die HSG hat eines der stärksten universitären Alumni-Netzwerke der Welt. Den Studierenden wollen wir die Möglichkeit bieten, maximal von diesem zu profitieren.

Bild zvg



Dr. Patrick Starch, Mitbegründer des Entrepreneur's Circle

Für alle, die von sich behaupten wollen, von Anfang an dabei gewesen zu sein, gibt es hier Infos bezüglich des ersten Events:

Wann	16. November, 18.00-20.00 Uhr
Wo	Senatsraum, 09-011 (mit Aperoriche)
Mit	Dr. Daniel Model, CEO der Model Group, einem Familiengeschäft, 1882 gegründet und heute mit über 3000 Mitarbeitern bereits in vierten Generationen geleitet

Mehr über die Gründergarage und den Entrepreneur's Circle:

Die Gründergarage hat im Jahr 2011 das erste Mal stattgefunden. Über 50 Projekte von HSG-Start-ups und verschiedene Stakeholder haben im Hauptgebäude über mehrere Wochen hinweg mitgemacht. Der grosse Erfolg wurde 2012 weitergeführt. Im Jahr 2014 wurde das Programm noch attraktiver, da viele Möglichkeiten zur Interaktion geboten wurden: Präsentationen von erfolgreichen Entrepreneurs, Erfolgsgeschichten und Stakeholder Präsentationen. 2014 besuchten mehrere hundert Besucher den Event. Dies hat dazu geführt, dass man die Gründergarage neu organisiert hat. Nun finden die Events durch das ganze Jahr hindurch statt. Der Entrepreneur's Circle ist eine neue Eventreihe innerhalb der HSG-Gründergarage, an welcher vor allem HSG Alumni zu Wort kommen sollen. Der Entrepreneur's Circle wird zusammen mit Stach Rechtsanwälte und SHSG durchgeführt.

Von uns, für uns

Die Studentenschaft ist unter anderem dafür da, deine Interessen zu vertreten. Sag uns, was dich beschäftigt und was geändert werden muss.

TEXT/BILD SHSG

Du hast eine Anregung zur Mensa, weisst aber nicht, an wen du dich am besten wenden sollst? Du kennst zwar die SHSG, fragst dich jedoch, was sie neben den spannigen Events und der Website mit allen wichtigen Links noch für dich tut? Wer gehört eigentlich alles dazu und was macht sie?

Deine Initiative ist gefragt

Ob im Darlehens- und Stipendienfonds, in der Mensakommission, im Senatsausschuss oder den verschiedenen Schools – die SHSG vertritt dich in verschiedensten Entscheidungsorganen der Universität. Wir sind dafür verantwortlich, die studentische Meinung zu vertreten und dies geht weit über die altbekannten Feedback-Formulare hinaus. Als Studentenschaft sind wir bei der Auswahl neuer Dozierender und der Reform der Studiengänge aktiv mit dabei. Auch hier gilt one person, one vote: Die studentischen Vertreter diskutieren mit und geben ihre gefragte Meinung ab.

Aber keine Angst, auch für deine Anliegen im Studium haben wir ein offenes Ohr. Du hast eine coole Idee für einen Event oder ein Projekt, weisst aber nicht genau, wie du es angehen solltest? Du schaffst es nicht, alle benötigten Ressourcen aufzutreiben? Kein Problem: die Studentenschaft als grösste studentische Organisation der HSG hilft dir gerne weiter.

Ohne Pizza kein StuPa

Das extrakurrikuläre Engagement geniesst an der HSG einen sehr hohen Stellenwert – im Studentenparlament mitzuwirken ist eine Möglichkeit. Drei bis vier Mal pro Semester setzt sich das gesamte StuPa zusammen, diskutiert über das aktuelle Geschehen an der Universität und bringt Anregungen und Neuigkeiten aus den verschiedenen Schools und Programmen ein. Als Studenten sind wir am Puls des universitären Geschehens und um deine Interessen bestmöglich vertreten zu können, sind wir auf deinen Input angewiesen:

Als Gesamt-Studentenschaft haben wir den grössten Einfluss.

Informiere dich auf myunisg.ch über den nächsten Sitzungstermin und komm als Zuhörer vorbei; in der Pause kannst du dich bei einem Stück Pizza mit den Parlamentariern austauschen.

Von Problemen mit dem Mietvertrag bis hin zu einer Reise nach Südamerika

Die SHSG hat ein eigenes Rechtsberatungsteam, bei welchem du jederzeit anklopfen kannst, wenn du ein rechtliches Problem oder eine Frage diesbezüglich hast. Wenn du dich bei einer Prüfung ungerecht behandelt fühlst, bieten wir eine Rekursberatung an; aber auch bei Anliegen ausserhalb des universitären Umfelds helfen dir unsere Teams gerne weiter. «By students, for students» – die erfahrenen Rechtsstudenten helfen dir gerne mit ihrem jahrelang angesammelten Wissen weiter und entziffern dir den wahren Inhalt der Jus-Sprache.

Du bist zufrieden mit dem universitären Geschehen und möchtest am Donnerstag im Meetingpoint gemütlich einen Cocktail geniessen, oder während des Breaks mit gleichgesinnten Studenten in eine andere Ecke der Welt verreisen? Kein Problem; wir sorgen dafür, dass dir auch diese Möglichkeiten offen stehen.

Dies ist nur eine kleine Auswahl an Dingen, mit welchen sich die Studentenschaft täglich beschäftigt. Wir sind offen für Fragen, Ideen und Vorschläge: studentenschaft@myunisg.ch.



Die HSG und ihr ewiges Klischee

Die kulturellen Vereine der HSG haben sich in einem vereinsübergreifenden Konzept für mehr Zusammenarbeit und Austausch entschieden. Nicola Holenstein über die Ideen und Vorstellungen dieses Zusammenschlusses.

TEXT ELISABETH BURKHARDT/SHSG

DAS sehr aktive Vereinsleben der HSG ist eine Besonderheit unter den Schweizer Universitäten. Als Wirtschaftsuniversität sind die Mehrheit der Vereine eher als Business Clubs mit hohem Arbeitseinsatz und Ehrgeiz konzipiert. Als Gegenpol zu diesen stehen die kulturellen Vereine der HSG, wo zusammen ungezwungen den eigenen Interessen nachgegangen werden kann. Diese bewegen sich im Gegensatz zu den grösseren Vereinen eher im Hintergrund. Bis jetzt waren die kulturellen Vereine mehrheitlich selbstständig unterwegs, was mit der neuen Idee geändert werden soll.

Die HSG und ihr Image

Im letzten Jahr wurde in verschiedenen Medien viel über die HSG berichtet, wobei die Darstellung unserer Universität und ihrer Studierenden eher negativ geprägt war. Die generalisierte Form des arroganten HSG Studenten entspricht nicht jedem der über 8000 immatrikulierten Studenten. Diese vermehrte Präsenz der HSG in den Medien diene als Anreiz dazu, Lösungsansätze zu finden, wie von Seiten der Kulturvereine für ein wahrheitsgetreueres Bild der Uni beigetragen werden kann, erzählt uns Nicola Holenstein, Präsident von Amplify.

Es wird kein neuer Verein gegründet, vielmehr wird ein Zusammenschluss mit den Präsidenten der jeweiligen Vereine auf die Beine gestellt. Die Synergien zwischen den Vereinen sollen aktiv genutzt werden können. Die SHSG und Universität zeigen sich

von dieser Idee überzeugt und stellen den Verantwortlichen bereits ein eigenes Büro sowie einen neuen, von den Vereinen gemeinsam genutzten Proberaum zur Verfügung. Besonders freut man sich auf den neuen Raum, in welchem die Studierenden die Wände nach ihren eigenen Vorstellungen mit Graffiti gestalten können, erzählt Nicola lachend.

Idee von Kulturtagen

Es wird an der Umsetzung von sogenannten HSG Kulturtagen gearbeitet, die ähnlich wie beispielsweise die Consulting Days konzipiert sind. Im Rahmen eines mehrtägigen Programmes sollen verschiedene Workshops zu Themen aus Musik, Kunst, Fotografie, Theater und Film stattfinden, sowie abendliche Konzerte und Aufführungen. Ein Highlight wäre sicherlich ein Workshop zu Festivalmanagement in Zusammenarbeit mit dem Openair St. Gallen, sofern Interesse besteht. Eine weitere Idee ist ein Konzert auf dem Vorplatz der Mensa A, um die Kultur direkt an die Universität selber zu bringen und die Aussenwirkung der Universität zu beeinflussen. In Zusammenarbeit mit der Tafel könnten zudem Food Courts organisiert werden, da Essen ja bekanntlich die Attraktivität eines Events stark erhöht. Eine solche grosse Veranstaltung verhilft den einzelnen, auch kleineren kulturellen Vereinen zu mehr Aufmerksamkeit. Ideal wäre es, die Kulturtage jährlich zu veranstalten.

Laut Nicola ist es schade, dass die Kul-

tur an der HSG zu kurz kommt und sich die Vorurteile hartnäckig über die Jahre festhalten. Es existiert nicht nur Business, Finance und Consulting an der Universität, sondern auch ein Interesse an Musik, Theater und Kreativität. Dieses gilt es zu fördern und zu erhalten.

Bild Livia Eichenberger



Gewinnspiel

Beantworte die Frage und schicke die Lösung bis am Sonntag, 20. November, an **redaktion@prisma-hsg.ch**. Unter allen richtigen Einsendungen werden zwei Adhoc-Gutscheine im Wert von je 20 Franken verlost.

Welche vier Städte sind hier abgebildet?

- Stockholm
- Chicago
- Moskau
- St. Gallen
- Rom
- Bern
- Wien
- Paris
- Barcelona
- San Francisco



Get off to a flying start

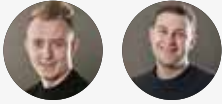
Whether you do an internship, get a graduate position or enter a graduate program – at KPMG you can jump-start your career in Audit, Tax and Advisory.

You can assume responsibility from Day One and work on national and international client projects. We support your training and continuing education financially and with paid time off and foster your career and personal development.

Discover the multiplicity of your career options at KPMG!
kpmg.ch/careers



Chruut und Rüebli



TEXT ALEXANDER WOLFENSBERGER, FREDERIC BAUR

Frisch aus dem Netz

Jeder hat mal diesen einen Moment in dem die Langeweile von einem Besitz ergreift. In jenen Moment ist es unabdingbar sich irgendwie zu beschäftigen, am besten mit etwas Lustigem. Genau für solche Momente ist die Seite «boredbutton.com». Egal ob man herausfinden möchte, wann man seinen 10 000. Tag erlebt oder man sich bei «Typeracer» mit anderen misst, wer einen Text schneller und fehlerlos abtippen kann, gibt es immer etwas zu entdecken. Jedes Mal, wenn man auf den «Bored Button» klickt, schlägt es einen auf eine neue Seite, mit der die Langeweile bekämpft werden kann.

Schweizerdeutsch für Fortgeschrittene

Auch wenn die Deutschschweizer in den meisten Belangen am Ende einen gemeinsamen Standpunkt finden können, gibt es hin und wieder Sachen an denen sich die Geister scheiden. Während die westliche Hälfte das Wort «Zibele» für Zwiebeln verwendet, ist es in der östlichen Hälfte üblich von «Bölle» zu sprechen. Den Ursprung des Westworts «Zibele» lässt sich im Süden der Schweiz finden, wo es höchstwahrscheinlich über die Klostersprache Einzug in die westliche Sprachregion fand. Als Grundlage wird das spätitalienische Wort «cepulla» bzw. die altromanische Dialektvariante «cebullā» vermutet, wobei sich die Betonung bei der altitalienischen Variante von der ersten Silbe auf die zweite Silbe, beim altromanischen Dialektwort, verschoben hat. Aus «cebúlla» wurde «cébulla» was sich schlussendlich zu «Zíbelle» entwickelte. Bei der Herkunft des Worts «Bölle» gibt es mehrere Theorien. Die meistgenannte Theorie geht ebenfalls vom italienischen Wort «cipolla» aus, wohingegen die Entlehnung später stattfand und dadurch die Betonung auf der zweiten Silbe blieb und somit aus «Cipólla» das Wort «Bolle» wurde. Der Umlaut entstand wohl dadurch, dass Zwiebeln fast immer in Mehrzahl genannt wurden und sich somit das Wort «Bölle» entwickelte.

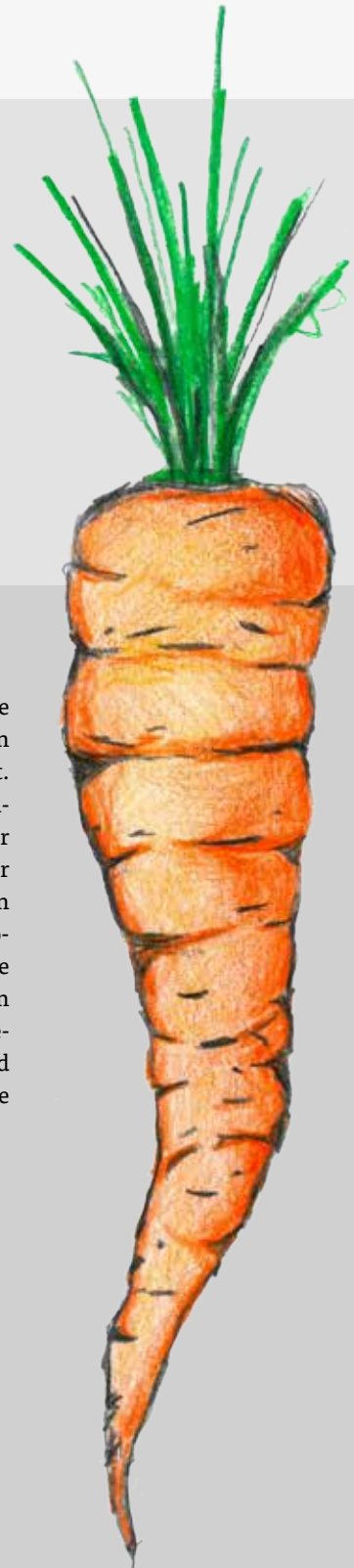
Jodel des Monats

Ich wäre schon lang kein Single mehr, wenn ich wissen würde, wie man diese verkackte Duploblume faltet!

#foreveralone

Unnützes Wissen

«Azidoazide Azide» ist der Name des wohl explosivsten Stoffes, den die Menschheit je hergestellt hat. Eine Gruppe von deutschen Chemikern synthetisierte den Stoff im Jahr 2010 und gaben schon nach kurzer Zeit auf ihn zu erforschen, da schon helles Licht reichte um eine Explosion auszulösen. Selbst als sich die Substanz in einem schocksicheren Sicherheitskoffer befand, der wiederum in einem absolut dunklen und klimatisierten Raum lag, explodierte der Stoff und zerstörte den Raum.



PRISMA EMPFIEHLT DAS BUCH

Entdecker im Schulbus

Ein Schulbus, zwei Freiheitssuchende und
ein Hund namens Rudi.



TEXT ALEXANDER WOLFENSBERGER

Es ist schon fast drei Jahre her, seitdem Felix Stark mit seinem Fahrrad eine Tour, mit dem Ziel die Welt in genau 365 Tagen zu entdecken, startete. Mit dem Dokumentarfilm «Pedal the World» erlangte der aus Herxheim stammende Entdecker Bekanntheit. Erst kürzlich startete er zusammen mit seiner Freundin Selima Taibi und dem gemeinsamen Hund Rudi ein weiteres Projekt. Das neueste Abenteuer trägt den Namen «Project Happiness» und hat das Ziel, mit einem zum Wohnmobil umgebauten Schulbus von Alaska bis nach Argentinien zu reisen.

Auf dem gleichnamigen YouTube-Channel werden wöchentlich neue V-Logs hochgeladen. Während die ersten Videos noch die Auflösung der eigenen Wohnung und den Umzug ins ländliche North Carolina zeigen, bekommt der Zuschauer später einen Einblick in den Umbau des Schulbusses. In einem Interview für den Spiegel erläuterte Felix, dass der Umbau fast drei Monate gedauert und knapp 70 000 Dollar gekostet hat. Trotz einiger grösserer Probleme und dank viel Improvisation gelang es den beiden schlussendlich, den Bus so umzubauen, dass man fast schon neidisch werden kann.

Die winzige Wohnung auf vier Rädern bietet fast all den Luxus, den man sonst nur von Zuhause gewohnt ist. Egal ob ein schönes Wohnzimmer mit einer Couch für Rudi, eine voll ausgestattete Küche samt Kühlschrank, einem Badezimmer mit Dusche und Klo, oder einem Schlafzimmer mit richtig grossem und gemütlichem Bett – alles ist vorhanden und lässt nichts zu wünschen übrig. Wer möchte das nicht: Einfach an einer Strasse anhalten, irgendwo im Nirgendwo den Motor ausschalten, direkt an Ort und Stelle übernachten und am nächsten Morgen keine Gedanken an Check-Out Zeiten zu verschwenden. Auch wenn sich die Videos sicherlich an Menschen mit chronischem Fernweh richten, kommen auch Filmenthusiasten auf ihre Kosten, da die meisten Folgen mit wunderschönen Naturaufnahmen punkten. Für diejenigen, deren Interesse geweckt wurde, sei der gleichnamige Blog «expedition-happiness.com» empfohlen.



PRISMA EMPFIEHLT DEN FILM

Snowden

In einer Welt, in der jedes elektronische Gerät als Spion eingesetzt werden kann, existiert ein Held, der sich dem Willen des Staates widersetzt.



TEXT OSCAR HONG

IM Sommer 2013 steigt ein schwächling gebauter Brillenträger in ein Flugzeug Richtung Hong Kong. Seiner äusserlichen Erscheinung nach zu urteilen, würden ihn einige wohl als Nerd oder Geek bezeichnen. Die Wörter gefährlich oder bedrohlich kämen aber niemanden in den Sinn. Zwei Wochen nach seiner Ankunft in China ist er nicht nur in jeder Schlagzeile anzutreffen, sondern erhält auch den Titel als «Staatsfeind Nr.1» der USA.

Vom Soldat zum Rebell

Die Geschichte von Edward Snowden ist geradezu dafür bestimmt, auf die Leinwand gebracht zu werden. Oliver Stone übernimmt diese Aufgabe und

besetzt den Film mit vielen bekannten Gesichtern, welche zum Erfolg beitragen sollen.

Zu Beginn der Geschichte bricht sich Snowden während eines knochenharten Trainings beide Beine, wodurch er seine Militärkarriere beenden muss. Der patriotische Amerikaner lässt sich dadurch nicht stoppen, sondern entscheidet sich auf eine andere Weise dem Traum, seinem Land zu dienen, nachzukommen: Er tritt der Central Intelligence Agency bei. Während seiner Ausbildung zeichnet sich Edward Snowden durch seine Fähigkeiten als ausgezeichnete Informatiker aus und wird durch sein Talent Klassenbester. Während seiner Karriere beobachtet er viele fragwürdige Methoden der NSA, mit derer Hilfe der grosse Datenmen-

gen gesammelt werden. Die Regierung besitzt die Macht, jeden Menschen auf der Welt auszuspionieren. Schnell befallen den ursprünglich konservativen Amerikaner nicht nur Zweifel bezüglich seiner Arbeit, sondern auch seine Gewissenskonflikte nehmen zu. Seine liberale Freundin beeinflusst ihn zudem darin, die Entscheidungen des amerikanischen Staates kritisch zu hinterfragen. Dem einst hörigen Soldat wird klar, dass er diese Informationen der Öffentlichkeit zukommen lassen muss. Folglich fliegt er nach Hong Kong, um dort gemeinsam mit der Zeitung «The Guardian» den ersten Schritt in eine systemrevolutionierende Richtung zu machen.

Geniale Umsetzung

Joseph Gordon-Levitt ist die perfekte Wahl, um den Whistleblower wahrheitsgetreu darzustellen. Im Film ist er zugleich smart, pfiffig und dabei doch eigenartig und naiv. Der Spionage-Thriller ist einfallsreich und spannend aufgebaut. In vielen Szenen fühlt und zittert der Zuschauer gemeinsam mit dem mutigen und selbstlosen Helden mit. Erneut schafft Oliver Stone mit einem seiner Werke einen politisch kontroversen Film. Trotz den Abänderungen an seinem Drehbuch durch amerikanische Studios, liess er sich nicht davon abhalten, diese Geschichte als Spielfilm auf die Leinwand zu bringen.



Bild aus dem Film «Snowden».

ZUCKERBROT

Schlurfen leicht gemacht

Jeder, der keine der heiss begehrten Wohnungen auf dem Rosenberg ergattern konnte, kennt es: die allmorgendliche Qual auf dem Weg zur Uni. Unten am Blumenbergplatz geht es los und erst gefühlt eine Milliarde Treppenstufen später erreicht man den Vorplatz des Hauptgebäudes. Doch kaum hat man sich den Schweiss von der Stirn gewischt und bereits die ganze Wasserflasche geleert, da schwant einem beim Blick in den Kalender Furchtbares: 01-3xx – das bedeutet noch mehr Stufen, noch mehr Leiden und das früh morgens. Wer im ersten Stock angekommen ist, hat fast schon aufgegeben, aber auf dem letzten Stück der beschwerlichen Reise hat es der Architekt des Hauptgebäudes endlich einmal

gut mit uns gemeint. Denn die Treppenstufen, die vom ersten in den zweiten Stock des Hauptgebäudes führen, sind bei weitem nicht so hoch wie alle anderen Stufen auf den Rosenberg.

Endlich kann sich der völlig ausgelaugte Student ein wenig erholen. Aufgrund der geringen Stufenhöhe bewegen sich die Füsse fast von selbst und auf dem letzten Abschnitt des langen Weges fliegt man förmlich ans Ziel.

War man auf dem ganzen Weg bisher nur damit beschäftigt, Durchhalteparolen vor sich hin zu stammeln, so kann der Tag beim Hinaufgleiten in den zweiten Stock beginnen. Mental kann die Pflichtlektüre für das erste Seminar des Tages nochmal vergegenwärtigt oder alter-

nativ bereits der Ausgang am Abend per Whatsapp geplant werden.

Während wir auf dem ganzen restlichen Campus unsere Füsse stets in ungeahnte Höhen wuchten müssen, gibt es hier oben endlich mal die Möglichkeit, nach Lust und Laune ausgiebig zu schlurfen. Und nach all den Klippen, die jeden Tag erklommen werden: Wer freut sich da nicht auf ein bisschen Schlurfen?

Text Tabea Wich



PEITSCH

Wenn Studenten verhungern



Jeder kennt den Moment: Man gammelt nach 18 Uhr noch an der Uni rum und der leere Magen macht sich langsam bemerkbar. Etwas Gescheites zwischen die Zähne zu bekommen, ist schwieriger, als es auf den ersten Blick erscheint. Man möchte meinen, mit zwei Mensen, die von der Migros betrieben werden, sei es relativ einfach, den Hunger schnell zu stillen.

Doch das Gegenteil ist der Fall. Manche meinen sicherlich, so schlimm sei es ja nicht. Es gebe schliesslich noch Sandwiches. Sicher. Nichts geht über

die qualitativ hochwertigen Sandwiches der Migros. Frisches Gemüse. Hochwertiges Fleisch oder leckeren Käse. Also ich weiss nicht, wie es dir geht, aber bei mir klingelt es bei dieser Beschreibung nicht. Das einzige, was noch einigermaßen geht, ist der Lachs-Bagel. Dementsprechend gibt es aber auch schnell keine mehr. Schlussendlich sitzt der Student wieder einmal da und beisst von einem labbrigen Fünf-Franken-Sandwich ab. Wenn er Glück hat, gibt es noch Suppe oder Salat. Wenn er Pech hat, gibt es nicht einmal

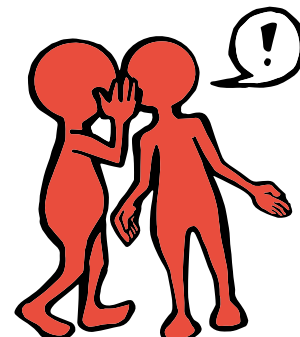
mehr belegtes Brot, sondern nur noch Äpfel oder Bananen. Man möchte meinen, dass es der Migros ein Anliegen wäre, den Studenten eine richtige Mahlzeit zu gewähren.

Vielleicht ist es so auch besser, weil es uns somit möglich ist, ein bisschen Geld zu sparen, anstatt für eine warme Mahlzeit 14 Franken auszugeben.

Text Alessandro Massaro

GERÜCHT**1 bisschen mehr Gleichberechtigung**

Kurz vor dem Semesterbreak hat der Grammatik- und Orthografierat der Universität St. Gallen klammheimlich 1 neue Richtlinie für das Verfassen von wissenschaftlichen Arbeiten erlassen. Konkret gibt es 1 Änderung in den Merkblättern: Galt es in der Vergangenheit, die Zahlen eins bis zwölf auszuschreiben (ab 13 aber als Ziffern zu vermerken), so gilt die Regelung neu erst ab der Zahl zwei. Im Merkblatt steht: «Beim Verfassen 1 schriftlicher Arbeit ist das Ausschreiben der Zahl 1 untersagt.» Bei genauerer Analyse wird klar, dass man damit wohl verhindern will, dass 1zelne Studenten gegenüber Kommilitonen 1 Vorteil haben. Denn durch die neue Schreibweise gelten für Studenten in Kursen, die 1 mal in Deutsch und 1 mal in Englisch angeboten werden, die gleichen Voraussetzungen. Bisher haben Studenten in englischsprachigen Vorlesungen stets 1 wenig profitiert, da sie für die «1» stets 1 Zeichen weniger benötigten. 1 anonyme Quelle bestätigt gegenüber prisma, dass die Uni mit dieser Anpassung mit 1 Trend mitgeht, der sich so schon seit über 1 Jahr in der Jugendsprache abzeichnet. Gerade für 1 Assessi dürften diese Modernitätsbestrebungen wie gerufen kommen, wird es doch für junge Studenten zunehmend schwieriger, sich mit 1 Sprachkultur, die der Handytastatur entspringt, in 1 akademischen Umfeld zu behaupten. Ob dies in Zukunft 1 tiefere Assessment-Durchfallquote nach sich zieht, wird sich 1zig bei der Notenausgabe zeigen. Es scheint aber, als habe man für 1 solches Szenario bereits 1 Gegenmassnahme getroffen: Missachten der neuen Regel wird als 1 Betrugsversuch betrachtet und hat 1 Note 1 zu folge.



Text Nina Amann

IMPRESSUM

HERAUSGEBERIN

prisma, Büro 20-003, Dufourstrasse 50, 9000 St. Gallen
Initiative der Studentenschaft der Universität St. Gallen
Telefon 076 579 92 21
E-Mail redaktion@prisma-hsg.ch

SHSG | Eine Initiative der
Studentenschaft

DRUCK

Galledia AG, Burgauerstrasse 50, 9230 Flawil
Telefon 058 344 96 96
E-Mail galledia@galledia.ch

CHEFREDAKTOR Alessandro Massaro

RESSORTLEITER Fabian Kleeb, Laurence Kaufmann,
Amelie Scholl, Asse Reinhardus

LAYOUT Patrick Buess

ANZEIGEN UND ABONNEMENTE

Tabea Wich

Telefon 076 605 75 80

E-Mail vertrieb@prisma-hsg.ch

HINWEIS Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin



**KEEP
CALM
AND
JOIN
PRISMA**

WWW.PRISMA-HSG.CH/MITMACHEN